P. o. germ.
1752
z/29

. v. germ. 1752 z (29

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

Wachsmann 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

20144.

<36620178680013

<36620178680013

Bayer. Staatsbibliothek

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Neunundzwanzigster Band.

I. Nord und Süd.
II. Der Helgoländer.
III. Desolation.

Vierte Folge: Siebenter Band.

Leipzig, 1849.
Verlag von Carl Focke.

Epheuranken.

Historische

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Erster Band.

Leipzig, 1849.
Verlag von Carl Focke.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Lindauersche Bibliothek

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

	Seite
Nord und Süd	1
Der Helgoländer	73
Desolation	161

Nord und Süd.

— — Mich dünket: Nie
Sollten Nord und Süd sich küssen.
Pole sind sie Eines Stabes,
Ihre Axe trennet sie.

Müllner.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

‚Nach Batavia! Nach Batavia, um dort das Glück oder ein Grab zu finden!‘ So lautete im vorigen Jahrhunderte die Losung einer Menge Abenteurer, die, mit sich und der Welt zerfallen, über den Ocean dem niederländischen Indien zuströmten. Wenige sahen den ersten, die Meisten den zweiten jener beiden Wünsche sich erfüllen. Nach Batavia zu gehen galt daher für einen verzweifelten Entschluß. Man nannte es nur das ‚Grab der Europäer.‘ Den Meisten ward es ein solches in kurzer Zeit durch eigene Schuld. In der Meinung einem, wie sie meinten, mörderischen Klima auf die Länge doch nicht widerstehen zu können, wollten sie sich die letzten Lebenstage so angenehm wie möglich machen, und so leerten sie den Kelch der verderblichsten Lebensfreuden mit vollen Zügen bis auf die Hefen. Solche Freuden bietet in der That fast kein ande=

res Land der Welt dem Schwelger dar, wie die Insel Java. Da in jener Zeit das Vorurtheil, hinsichts des lebensgefährlichen Klima's, in Europa überall verbreitet war, und auch die Niederländer dasselbe theilten, so erhielt der in Batavia Angestellte ein großes Gehalt. Er ward dadurch in den Stand gesetzt ein Leben zu führen, so üppig wie er in seinen früheren Verhältnissen es selbst im Traume nicht geschauet; aber nicht dies allein, sondern selbst Ehre und Ansehen warteten des vielleicht in Europa Entehrten. Schon die weiße Haut der Europäers ist in Java eine Art Adelsdiplom. Mit Achtung nimmt der Malaie beim Begegnen eines Weißen den breiten chinesischen Strohhut vom Haupte, und selbst der javanische Raden (Fürst) unterläßt nicht, ihn höflich zu grüßen. Dem, der von Kindesbeinen an gewohnt war sein eigener Diener und noch mehr der eines Andern zu sein, war es ein ungemein behagliches Gefühl, sich von Bedienten der verschiedensten Art umgeben zu sehen. Hatte er in der alten Heimath kaum ein Paar Dreier erarbeitet, um den nagenden Hunger zu befriedigen, so erschien es ihm um so auffallender, Leckereien, die in Europa nur für schwe=

res Geld auf den Tafeln der Reichen prangen können, Ananas von ungeheurer Größe, Melonen, Orangen, Feigen von vorzüglicher Güte, für wenige Pfennige im Ueberfluß zu erhalten. Der vor kurzer Zeit angekommene bettelhafte Fremde betrachtete sich im vorigen Jahrhundert, bei seiner Ankunft in Batavia, als einen vornehmen Mann, und das Wohlleben, die Art von Achtung, die ihm blos der Hautfarbe wegen von den Eingebornen gezollt ward, bestärkten ihn in dieser Einbildung. Kaum hatte er eine noch so geringe Unterbeamtenstelle erlangt, so begann er ein Leben, das er so üppig als möglich zu verbringen suchte, da es, wie er sich sagte — und er hatte meist in dieser Voraussetzung Recht — ohnehin nicht lange dauern würde. Hatte er eine schöne Wohnung, Equipage, Bedienung, vor allen eine vortreffliche Tafel errungen, so fehlte ihm seiner Meinung nach nur noch Eins: eine schöne Frau. Diese war schwer, und doch auch wieder leicht zu erhalten, schwer, wenn es eine Europäerin sein sollte, — denn selbst die, welche in dem alten Lande mit ihrem Rufe, und selbst mit ihren Reizen ziemlich fertig, und aus Speculation nach Batavia gegangen

waren, pflegten dort Ansprüche zu machen, — leicht, wenn der Verlangende sich mit einer hübschen Malaiin begnügen wollte. Hier fand indeß ein eigener Umstand statt. Mit einer Eingeborenen konnte, da sie eine Mohammedanerin war, keine durch religiöse Bande geknüpfte Ehe eingegangen werden, hätte sie sich aber auch taufen lassen wollen, so würde dies in dem Verhältnisse nichts gebessert haben. Ein Europäer, der sich mit einer bekehrten Eingeborenen trauen lassen wollte, hätte nach den Kolonialvorurtheilen eine Art ‚faux pas' begangen, und sich dadurch, so zu sagen, von aller guten Gesellschaft excludirt. Da aber das Bedürfniß zu Verbindungen jener Art einmal da war, so hatte man — gleichfalls auf dem Wege des Vorurtheiles — einen Ausweg gefunden. Fand ein Europäer eine Eingeborene, mit der er sich zu verbinden wünschte, so verständigte er sich mit deren Anverwandten, die eine Ehre in diesem Verhältnisse sahen, er bezahlte eine gewisse Morgengabe, Beide betrachteten sich als Mann und Frau, und wurden auch von aller Welt als solche betrachtet. Vielen Europäern war aber dies Verhältniß noch zu unbequem. Diese hielten sich eine

Menge hübscher Malaiinnen zu ihrer Aufwartung, und dennoch nahm Niemand Anstand einem solchen Manne seine Tochter zu geben, sobald er sie zur Ehe verlangt hätte, in welchem Falle er nur seinen Harem abzuschaffen, oder auch nicht abzuschaffen hatte, je nachdem die Frau ihm eine größere oder geringere Portion Toleranz als Morgengabe zubrachte. Dies letztere Auskunftsmittel, wiewohl das weniger moralische, kam am allermeisten in Anwendung; denn, obgleich eine mit einer Malaiin eingegangene eheliche Verbindung keine Gesetzkraft hatte und es nur von dem Manne abhing, die Frau fortzuschicken sobald er wollte, so hatte dies doch hin und wieder sehr traurige Folgen gehabt, da sich die Angehörigen der Letzteren dadurch als beschimpft ansahen und ihre Ehre zu rächen suchten. — —

Es war an einem schönen Sommerabende, als der Lieutenant von Sternstein, ein Deutscher in holländischem Dienste, auf einem kleinen Pferdchen, dem man die arabische Race ansah, auf der Chaussée von Weltevreden nach Mester Cornelis dahinsprengte. Die Gegend prangte, da es gegen Ende der Regenzeit war, im herrlichsten Grün. Eine frische Luft

strich durch die Wipfel der Tamarinden und Canarienbäume, und die Sawahs oder Reisfelder schimmerten in der Farbe des Smaragdes. Der Weg lief allmälig aufwärts. Ein Landhaus der wohlhabendsten Europäer folgte dem andern und kontrastirte durch seine Schönheit mit den die Zwischenräume ausfüllenden Bambushütten der Eingebornen, von welchen sich nur eine durch ihre Nettigkeit, Größe und den Umstand, daß sie mitten in einem herrlichen Orangengarten lag, von den andern vortheilhaft unterschied. Nur wenige hundert Schritte von dieser Malaienwohnung bog der Lieutenant von dem Wege ab und sprengte einem schönen Landhause zu, das mitten in einem Palmen- und Canarienwäldchen reizend gelegen war. Vor dem Hause, das indeß nur aus einem Stockwerke bestand, befand sich ein schöner Blumengarten und eine Terrasse oder geräumiger Vorplatz. Eine breite zierlich vergitterte Gallerie, welche mit Meubles und Gemälden verziert war, lief längst der ganzen Fronte des Gebäudes hin. Die Weiße des Landhauses, die großen leichtvergitterten Fenster, die Nettigkeit und Zierlichkeit der umherlaufenden mit buntem Sande überstreuten

Wege, die schattigen Bäume, die das Ganze wie in einem Rahmen einschlossen, liehen der Niederlassung etwas ungemein Behagliches und Liebliches. So wie der Lieutenant vom Pferde sprang, stürzten ein Paar malaiische Diener aus der Thüre, um ihm sein Roß abzunehmen und der Offizier trat, nachdem einer der Leute seine Frage: ‚Ob Myn Herr van Braamkamp daheim sei?' mit einer tiefen Verbeugung beantwortet hatte, in das Gebäude.

Der Lieutenant Sternstein war eben nicht schön, aber er galt in Batavia dafür, denn obwohl er bereits ein Jahr in Indien war, so hatte das Tropenklima das natürliche Roth seiner Wangen noch nicht gänzlich verwischen können. Dies aber, so wie seine weiße Haut und sein blondes Haar, schien in Batavia eine solche Seltenheit, daß er in den Zirkeln der Damen nur unter dem Namen ‚der hübsche Deutsche' bekannt war. Jedenfalls verdiente er dies Prädicat doppelt und dreifach, wenn man sein Aeußeres mit dem des Herrn Braamkamp, in dessen Wohnzimmer er als Freund des Hauses ohne Weiteres unangemeldet eintrat, hätte in Vergleichung bringen wollen. Derselbe war ein spindeldürrer tod-

tenblasser Mann von etwa dreißig Jahren, den man aber eben so gut für einen Greis von siebzig hätte halten können. Wie es schien hatte er eben seine Siesta beendigt, denn er saß, oder lag vielmehr, blos mit Pantalons von feinster weißer Leinwand und einem Battisthemde bekleidet, auf einem eleganten Sopha. Zwei sehr hübsche schwarzäugige Malaienmädchen waren mit seiner Toilette beschäftigt. Eins davon knieete vor dem Sopha und zog mit einer Vorsicht, als ob es sich darum handle einen Gichtkranken zu bekleiden, dem jungen Manne ein Paar seidene Strümpfe auf die bloßen Füße, das andere steckte ihm eine bereits angebrannte Cigarre vorsichtig in den Mund, und eilte dann nach einem seidenen Sarong — eine Art Schlafrock — um ihm diesen gleichfalls so behutsam als möglich anzuziehen. Wer den jungen Mann in diesem Zustande sah, hätte meinen mögen, daß solcher todtkrank sei; dies war indeß im Mindesten nicht der Fall. Anstrengungen im Dienste der Compagnie — wie er behauptete — Ausschweifungen verschiedener Art — wie Andere sagten — hatten ihn so heruntergebracht. Demungeachtet galt „Myn Herr Ambrosius van Braam-

kamp' für keinen schlechten Beamten, und da er überdies in Holland angesehene Verwandte hatte und sehr reich war, so war er sogar der Gegenstand der Speculationen frisch angekommener heirathslustiger Europäerinnen, von denen ihn indeß bis jetzt noch keine zu fesseln vermocht hatte.

So wie der Lieutenant in's Gemach getreten war, bewillkommnete ihn der Hausherr mehr mit einem Winke der Augen, als mit der schwach erhobenen Hand. Eine der Malaiinen stellte sich mit einem großen Fliegenwedel zu Häupten ihres Gebieters, die andere aber ging, um durch die Domestiken allerlei Erfrischungen herbeischaffen zu lassen.

„Sie haben Weltevreden schon vor Sonnenuntergang verlassen?" sagte Braamkamp endlich mit langsamer gezogener Stimme zu dem Bekannten. „Was so ein Deutscher für Kräfte hat! Ein toller Sonnenbrand heute! Ich arbeitete heute früh eine Stunde auf dem ‚contor bahru' — dem Finanzdepartement — und bin jetzt noch wie todtgeschlagen."

„Ich werde," sagte Sternstein lächelnd, „in Kurzem noch ganz andere Hitze zu überstehen haben.

Unser Bataillon geht binnen vierzehn Tagen nach Celebes, wo Unruhen ausgebrochen sind."

„Ich hörte es heute," sagte Jener. „Das ist eine ganz dumme Geschichte. Sie werden dort zu Grunde gehen. Kämen Sie auch glücklich zurück, so wird hier dennoch aus Ihnen nichts. Sie haben keine Fürsprache, man rechnet Sie mithin zu der gewöhnlichen Klasse der europäischen Ankömmlinge. Vor zwanzig, dreißig Jahren, wo Mancher oft den Schusterschemel mit dem Präsidentenstuhle zu vertauschen so glücklich, und das Sprichwort: ‚La canaille de l'Europe devient le beau-monde des Indes', eine Wahrheit war, konnte man noch ohne Protection zu etwas kommen, heute aber kommt man mit aller Mühe und Anstrengung zu nichts."

Sternstein mochte wohl so ziemlich der Ansicht seines Bekannten sein, er zuckte die Achseln und schwieg.

„Ich habe," sagte Braamkamp, nachdem er mehrere Male laut gegähnt, „heute den ganzen Tag über Ihr Geschick nachgedacht, um irgend eine für Sie günstige Chance aufzufinden, endlich bin ich auf eine gekommen. — Sie müssen Ihren Abschied nehmen."

„Dann bin ich ein Bettler,“ fiel jener ein.

„Sie müssen in andere Dienste gehen. Aus denen des Mars in die der Venus. Sie müssen heirathen. — Apropos, haben Sie den Residenten van der Maar auf Amboina gekannt? Nicht? Nun das schadet weiter nichts. Er war ein gichtbrüchiger Krüppel und ein Dummkopf dazu, und es war ein Glück für die Regierung, daß er starb, da man ihn nicht gern absetzen wollte, weil sein Bruder im ‚Raad van Indien‘ das große Wort führt. Der Mann hat eine Wittwe hinterlassen, welche zweimalhunderttausend Rupien besitzt und eine weitläufige Verwandte von mir ist; die sollen Sie heirathen.“

„Ich kenne sie aber nicht, und bin auch, so viel ich weiß, von ihr nicht gekannt,“ — hob Sternstein an.

„Thut nichts! Heirathen Sie sie immer. Sie hat zweimalhunderttausend Rupien,“ fiel Jener ihm in's Wort. „Ich mache die Heirath, verlassen Sie sich darauf. Uebrigens sollen Sie nicht die Katze im Sacke kaufen. Sie kommt nächstens nach Buienzorg, da fahren wir hin. Es wird zwar eine ab=

scheuliche Anstrengung sein, aber ich thue es Ihnen zu Liebe. Die Frau ist eine Dreißigerin und ein wenig passirt, sonst aber nicht von üblen Formen. Man sagt ihr wohl so dies und jenes nach, aber wer weiß, ob die Hälfte davon wahr ist! Ueberdies war ihr Mann ein erbärmlicher Geselle, den sie in Europa geheirathet hatte, um schnell von Amsterdam wegzukommen, wo sie eine Affaire hatte, auf die ich mich nicht mehr besinne, die aber von keiner besondern Bedeutung war."

„Ich erkenne Ihre gute Meinung," sagte Sternstein lächelnd, „aber ich bin bereits im Begriff zu heirathen, und eben hergekommen, um Ihnen dies mitzutheilen."

„Auch gut!" versetzte Braamkamp mit dem Kopfe nickend. „Gewiß ist's eine hübsche Liplappin (Creolin), die noch mehr als zweimalhunderttausend Rupien besitzt? — Sie haben gut speculirt, werden aber wenig Vergnügen davon haben. Diese Frauenzimmer verstehen nichts als sich zu putzen, zu tanzen und sind am Ende äußerst ennuyant."

„Es ist keine Creolin, die ich heirathen will, es ist eine Eingeborene," bemerkte der Lieutenant.

„Ach so!“ erwiederte Jener mit dem Tone getäuschter Erwartung. „Da käme meine Wittwe also dennoch in Betrachtung. — Aber, mein Freund, ich muß Ihnen bemerken, daß ich glaube, wie ‚Myfrouw van der Maar‘ in diesem Punkte nicht viel mit sich scherzen läßt. Sie würde keine indische Sundal (Maitresse) neben sich leiden wollen. Ich rathe Ihnen deshalb für jetzt die Sache lieber wieder rückgängig zu machen.“

„Dies ist unmöglich!“ fiel Sternstein eifrig ein. „Ich liebe dies Mädchen grenzenlos und kann deshalb keinenfalls an eine Heirath mit einer Europäerin denken. Meine ganze Seele hängt an jenem lieblichen Wesen.“

„Sind Sie besessen!“ schrie Braamkamp, indem er, wie von etwas Außerordentlichem überrascht, sich halb aufrichtete. „Eine Neigungsheirath? Wohl gar eine platonische Liebe zu einem Malaienmädchen? Nun, Gott schütze Ihren Verstand! Das ist echt deutsch! Das paßt für Java wie ein Paar Schlittschuhe, die ich einst einen Landsmann von Ihnen aus seinem Gepäck auskramen sah! — Hören Sie, Freund,“ sagte er nach einer Weile ruhi=

ger, „mir scheint es, als ob Sie Ihre Position ganz verkennten und einen Narrenstreich begehen wollten, den Sie ewig bereuen würden. Sie sind jung, hübsch und in den Cirkeln von Weltevreden beliebt. Dies sind Schätze, die Sie zu verwerthen suchen müssen, und eine reiche Heirath kann Ihnen nicht fehlen. Gefällt Ihnen eine Malaiin, eh bien, so nehmen Sie sie zu sich — wiewohl es für einen Heirathskandidaten jetzt eben nicht besonders politisch ist — und lassen Sie dann solche wieder laufen, wenn das Feuer Ihrer Neigung verraucht ist. Aber heirathen — wäre es auch nur à la mode du pays — dies geht durchaus nicht; Ihre Actien fielen gleich um fünfzig Procent."

„Ich muß Ihnen bemerken," versetzte Sternstein mit einem etwas verdrüßlichen Lächeln, „daß wir uns durchaus nicht zu verstehen scheinen. Ich liebe das Mädchen mit allem Feuer meiner Seele und werde nie eine andere Heirath eingehen, selbst wenn ich mein ganzes Leben mittellos und in einer untergeordneten Stellung bleiben sollte."

Braamkamp betrachtete längere Zeit schweigend den Sprechenden, wie man wohl Jemand betrachtet,

von dem man nicht recht weiß, ob er betrunken oder sonst seiner Sinne nicht mächtig sei, dann sagte er, kopfschüttelnd:

„Wo und wie haben Sie denn die malaiische Houri, die Ihnen das Herz geraubt, gefunden?"

„Erst vor wenigen Tagen," versetzte Sternstein lebhaft. „Ich ritt von Mester Cornelis nach Weltevreden. Da sehe ich einen jungen Malaien — er wohnt nicht weit von hier — in seinem Garten Orangen vom Baume nehmen. Unwillkührlich halte ich an und sehe zu. Der junge Mann tritt höflich an den Gartenzaun und fragt, ob der tuwan wolanda (der holländische Herr) nicht eintreten und sich mit ein Paar Früchten bewirthen lassen wolle. Er that dies so freundlich, daß ich es unmöglich abschlagen konnte. Ich steige deshalb vom Pferde und trete in den Garten. Kaum habe ich mich dort niedergelassen und mit dem jungen Manne einige Worte gesprochen, als ich durch eine Erscheinung überrascht wurde, die mir fast die Sprache raubte. Es war ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren. Der Hautfarbe, ja selbst den Zügen nach hätte man sie eher für eine Spanierin oder Sicilianerin,

als für eine Malaiin halten können. Was soll ich Ihnen weiter von dem herrlichen Wesen sagen! Es war die schönste Javanerin, die meine Augen noch je erblickten. Ich war hingerissen, bezaubert. Der junge Malaie stellte mir das Mädchen als seine Schwester vor. Ich war kaum im Stande zwei Worte mit ihr zu sprechen, aber ich fühlte, daß ihr mein Herz auf ewig angehöre. Von jenem Tage an sah ich sie fast täglich. Der Bruder des Mädchens schien eine Ehre in meinen Besuch zu setzen und Gefallen an meinem Umgange zu finden. Auch mir gefiel der junge Mensch. Seine Bildung unterscheidet sich vortheilhaft von der seiner Landsleute, und er ist gewöhnt mit Europäern zu verkehren. Auch die junge Eingeborene schien sich gleich Anfangs für mich zu interessiren, und schon nach wenigen Tagen kam es zwischen uns zu einer Erklärung. Ich wendete mich jetzt an den Bruder und begehrte Adilé zur Frau. Der junge Mann schien zu erschrecken, dann erklärte er, daß er nie einwilligen werde, seine Schwester zur Buhlerin eines Europäers herabsinken zu sehen. Ich erwiederte, daß ich einen solchen Gedanken verabscheue, daß ich seine

Schwester zur Gattin begehre, und daß nur der Unterschied der Religion und die daraus entspringende Unmöglichkeit einer durchaus legalen Verbindung mich abhalten könne, mir sie als solche antrauen zu lassen. Lange dauerte noch sein Widerstand, nur die Thränen und Bitten der Schwester konnten diesen besiegen, endlich willigte er ein."

„Mein Freund," sagte Braamkamp, als Jener zu sprechen aufgehört, „Sie haben da nicht nur einen einfältigen Streich begangen, Sie sind auch im Begriff Ihre ganze Carriere zu vernichten und sich in eine große Gefahr zu stürzen. Ihre Malaiin mag schön, meinetwegen auch liebenswürdig sein, aber Sie für die ganze Lebenszeit zu fesseln ist sie durchaus außer Stande. Die Geistesrichtung dieser Menschen ist eine ganz andere als die unserige. Ein anderes Verhältniß zwischen Ihnen, als ein rein materielles, ist ein Ding der Unmöglichkeit. In ganz kurzer Zeit würden Sie dies selbst klar einsehen. Dann aber sind Sie gebunden, Sie fühlen die Fessel, die Sie sich leichtsinnig selbst geschaffen haben, Sie wollen sie abwerfen, dies aber ist jedesmal mit Gefahr verknüpft. Käme nun noch dazu, daß Ihre Er-

wählte nicht ganz aus der niedern Volksklasse — doch Sie haben mir noch nicht den Namen des Bruders derselben genannt."

„Sie kennen ihn vielleicht," fiel Sternstein ein. „Seine Besitzung liegt da drüben auf dem Hügel, nur ein Paar Büchsenschüsse von hier. Er heißt Tjakra-Api."

„Da haben wir es!" rief Braamkamp lebhaft. „Nicht ein einfältiger, nein ein toller Streich ist es, den Sie zu begehen im Begriff sind. Seine Schwester soll, der Sage nach, allerdings sehr schön sein, aber der Mensch gehört zur Klasse der ‚Mantris' (Edelleute) und will, glaube ich, gar ein ‚Raden' sein. Lassen Sie sich in die beabsichtigte Verbindung ein, so sind Sie Zeitlebens ein Sclave derselben, und an eine Auflösung der Ehe ist dann niemals zu denken. Die Rachsucht, der Ehrgeiz des Malaien, vielleicht auch die Eifersucht der Frau, Alles käme zusammen, Sie zu verderben, so wie Sie nur einen solchen Gedanken faßten."

„Sie vergessen," erwiederte der junge Mann lebhaft, „daß ich ihn niemals fassen werde, daß meine ganze geistige Existenz an dieser Verbindung hängt,

daß ich allein in ihr mein Glück finden kann. Niemals wird es mir in den Sinn kommen, mich von Adilé zu trennen und so erledigen sich Ihre Besorgnisse von selbst."

„Und dennoch werden Sie in dieser Ehe bald eine unerträgliche Fessel sehen!" rief Braamkamp. „Wollen Sie indeß durchaus diesen tollen Streich begehen, so verwöhnen Sie Ihre Erwählte wenigstens nicht. Gewöhnen Sie sie, in Ihnen den Herrn und Gebieter zu sehen und dulden Sie nicht die geringste Anmaßung. Befolgen Sie diesen Rath, der auf genaue Kenntniß des Charakters der Malaien gegründet ist, nicht durchaus, so werden Sie es später vielleicht bitter zu bereuen haben. Der Eingeborene muß in dem Wahne erhalten werden, daß der Europäer, so zu sagen, ein ganz anderes, ein höheres Wesen sei als er. Hat er diesen Glauben, so wird er, von Natur sanft, fröhlich, kindlich, wie ein Kind, das Gute wie das Böse ruhig hinnehmen; stellen Sie ihn dagegen mit Ihnen auf eine Stufe, so wird er, ebenfalls wie ein Kind, störrig, eigensinnig und widersetzlich sein. Jener Wahn hält selbst seinen Hauptfehler, die Rachsucht,

zu Boden. Er sieht in diesem Falle ein ihm angethanes Unrecht als ein unvermeidliches Uebel, dem sich nichts entgegensetzen lasse, an, während er, wenn es ihm von Seinesgleichen widerführe, eine Beleidigung, einen Schimpf darin erblicken und diesen blutig zu rächen suchen würde. — Ich dürfte" — alles dies sagte er auf Französisch — „gegen diese Mädchen nur ein Paar Mal den Sentimental-Zärtlichen spielen und später der strenge Herr und Gebieter sein wollen und es früge sich, was ich ein Paar Tage darauf in der Chocolade, oder sonst zu mir nehmen würde! — Offen gestanden," schloß er endlich und Blick und Ton zeigten von ernster Besorgniß, „traue ich Ihnen nicht die nöthige Charakterstärke, die Umsicht zu, sich ohne Nachtheil in dem Verhältnisse, in das Sie sich begeben wollen, zu bewegen, noch sobald es Ihnen zur Last wird, sich wieder herauszuziehen. Die Sache ist ernstlicher als gewöhnlich. Die Familie, von der die Rede ist, gehört einer höhern Klasse an, und da ist die Verbindung doppelt gefährlich."

Lange sprach Braamkamp noch auf diese Weise zu Sternstein, aber Letzterer blieb unerschütterlich —

Er würde, sagte er, an das Glück, Adilé die Seinige zu nennen, Alles, selbst das Leben, mit Freuden setzen und kein Gedanke an ein für ihn aus dieser Verbindung hervorgehendes Uebel, könne ihn abhalten, diese zu schließen. Sein Bekannter gab deshalb bald alle Hoffnung auf, ihn von seinem Vorhaben abzubringen und ermahnte ihn nur noch dringend, sich gegen die Erwählte stets mehr als Herr wie als Gatte oder, was noch schlimmer sei, als zärtlicher Liebhaber zu betragen. —

So wie Sternstein das Landhaus Braamkamps verlassen hatte, eilte er in raschem Rosseslaufe nach dem Hause Tjakra-Apis, welches mitten in einem dunkeln Orangenhaine, der mit Bambus eingezäunt, gelegen war. Die Hütte des Malaien unterschied sich mehr durch die größere Reinlichkeit und Nettigkeit ihres Aeußern, als durch ihren Bau, von der anderer Eingeborenen. Kaum war der junge Offizier vom Pferde gestiegen, als ein junges Mädchen in der Hausthür erschien. Es war in ein leichtes faltiges Gewand gekleidet, das durch einen silbernen Gürtel um die Hüften festgehalten ward. Die junge Javanerin war schön, aber die Lieblichkeit, die über

ihr ganzes Wesen ausgegossen schien, so wie ihr herrlicher, in allen Theilen ebenmäßiger Wuchs fielen noch mehr wie die Schönheit ihrer Züge in's Auge. Letztere waren ungemein sanft, sie hatten etwas zart Jungfräuliches, fast Kindliches.

„Verzeihe," sagte sie, Sternstein sanft bei der Hand fassend, „verzeihe, daß mein Bruder Dir nicht, wie es Dein Rang erfordert, bis zur Thür des Hauses entgegen kommt, aber ein vornehmer Priester ist bei ihm und da schickt es sich nicht, daß er ihn verlasse."

„Hat er sich mit ihm berathen? Ist sein Ausspruch beifällig?" fragte rasch der junge Mann.

„Allerdings, aber Du sollst ein feierliches Versprechen ablegen, mich nicht zu verstoßen. Ich hätte es niemals verlangt," erwiederte das junge Mädchen.

„Alles was sie wollen, soll geschehen, so überflüssig es auch ist," erwiederte Sternstein und trat, die Geliebte am Arme, in das Haus.

Am Eingange eines Gemaches, das einfach, aber reinlich war, kam ihnen der Hausherr, ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, in Begleitung eines Greises entgegen. Der Bruder Adilé's war

von ziemlich dunkelbrauner Hautfarbe und seine scharfausgeprägte Nationalphysiognomie gab ihm etwas Chinesisches, was durch die ceremoniöse Umständlichkeit, mit der er den jungen Offizier empfing, noch auffallender wurde.

„Du weißt, o Herr," sagte er zu Sternstein, „wie ich es mir zur Bedingung machte, daß wenn Du bei dem Entschlusse bliebest, eine Verbindung mit meiner Schwester einzugehen, Du die feierliche Zusage geben müßtest, sie niemals zu verlassen und sie wie Deine rechtmäßige Gattin zu behandeln, und ich habe deshalb den ehrwürdigen Saleh ed Din eingeladen, um Dein Versprechen als Zeuge entgegenzunehmen."

„Ich habe," sagte der Alte, „Tjakra-Api und seiner Schwester vorgestellt, daß die Verbindung eines Europäers mit einem Weibe höherer Klassen nicht nur selten, sondern fast nie ohne üble Folgen vorgekommen und ich warne auch Dich, Herr, nochmals vor einer solchen Verbindung. — Bestehest Du indeß darauf, so bin ich bereit, Dir Dein Versprechen abzunehmen."

„Ich willige in Alles, ich verspreche, Adilé ewig

zu lieben, sie nie zu verlassen und sie stets als meine einzige und rechtmäßige Gattin zu halten," rief Sternstein, die Hand wie zum Schwure erhebend.

„Ich habe," sagte Tjakra=Api düster, „die Europäer wohl bei unbedeutenderen Dingen ein heilig gegebenes Wort brechen sehen. Würdest Du Dich entschließen, Deine Worte auch auf unsere Weise zu bekräftigen?"

„Auf alle und jede!" rief der junge Mann.

„Wohlan," sagte der Malaie, „wir haben von unsern Vätern eine Eidesform überkommen, die nur bei den wichtigsten Vorfällen angewendet wird. Was aber kann mir wichtiger sein, als das Wohl meiner Schwester und die Ehre meines Namens?"

Mit den letzten Worten zog er den Kris (der malaische Dolch), den er im Gürtel hatte, erfaßte die Schwester bei der Hand und ritzte ihr leicht einen Finger. Die zwei oder drei Blutstropfen, die hervordrangen, ließ er in ein auf dem Tische stehendes mit Wasser gefülltes Glas träufeln. — Ebenso verfuhr er mit Sternstein.

„Trinkt Beide daraus und gebt Euch die Hände," sagte er dann laut. — „Du," sprach er zu Stern=

stein, „versprichst, diese als Deine rechtmäßige Gattin zu betrachten und sie nie zu verlassen; Du, Adilé, schwörst ihn zu lieben, ihm gehorsam zu sein, sowie, wenn er Dich je verstoßen sollte, Dich nach der Sitte und dem Brauch unseres Landes zu rächen."

„So sei es," sagte das Mädchen leise und nippte ein wenig aus dem Glase.

„Ich werde mein Versprechen halten," rief Sternstein und trank gleichfalls.

„Und so gewiß," rief Tjakra-Api mit erhobenem Arme, „so gewiß als dies Blut nie wieder in seine Adern zurückkehrt, so gewiß werde ich über die Erfüllung Eurer Eidschwüre wachen!"

Mit den letzten Worten schüttete er den Rest des blutigen Wassers auf den Boden.

„Gott ist Gott und Mohammed ist sein Prophet! Allah allein weiß, was gut ist! — Geht in Frieden und denket beständig dieser Stunde," setzte der alte Priester mit tiefem Baßtone hinzu.

„Du hast noch," sagte Sternstein zu dem Malaien, indem er eine Börse aus der Tasche zog, „nach der Sitte des Landes den Brautpreis zu em-

pfangen. In dieser Börse sind hundert spanische Piaster in Gold. Ich schäme mich fast, daß ich Dir nur diese Kleinigkeit anbieten kann.“ —

„Es ist dies,“ fiel Tjakra-Api ihm lächelnd in die Rede, „nur eine Form, die aber beachtet werden muß.“

Er nahm den Beutel in die Hand, nahm ein einzelnes Goldstück heraus, steckte es in den Gürtel und gab die Börse der Schwester.

„Du wirst dies Geld brauchen können auf dem Feldzuge Deines Gatten in Celebes,“ sagte er dann.

„Du meinst, ich würde Adilé dahin mit mir nehmen?“ versetzte Sternstein lebhaft. „Dies holde zarte Geschöpf auf einen Kriegszug, der so beschwerlich sein wird!“ —

„Und warum,“ fiel Adilé ihm in's Wort, „sollte ich in Celebes Dich nicht bedienen, Dir Reis mit Kirri kochen und Dich lieben können wie hier?“

Ihre Worte waren in einem so unschuldigen liebenden Tone gesprochen, daß Sternstein statt aller Antwort sie zärtlich in die Arme schloß und einen Kuß auf ihre leicht gebräunte sanft erröthende Wange drückte.

„Die Frau gehört zu dem Manne in Leid und Freude, in Noth und Tod!“ sprach der Malaie ruhig. „Als meine Schwester beschloß, Deine Gattin zu werden, konnte sie nicht daran denken Ausnahmen zu machen. Sie müßte zurückbleiben, wenn Du es so befiehlst, aber sie würde trauern. Ueberdies würde sie Dir, der Du erst kurze Zeit in diesem Lande lebst und dessen Sitten und Gefahren noch so wenig kennst, auf dem Zuge von großem Nutzen sein; es ist gewöhnlich, daß die Befehlshaber Eurer Soldaten ihre Frauen mit sich nehmen, und so muß auch Adilé Dich begleiten, wenn Du es nicht anders verlangst.“

Sternstein, der nur mit Kummer daran gedacht hatte, daß er sich in Kurzem von der Geliebten würde trennen müssen, war hocherfreut, als dieser Umstand so wider alles Erwarten beseitiget werden konnte, und willigte mit Freuden in Adilé's Begleitung.

Schon am folgenden Tage zog die Neuvermählte in Sternsteins Wohnung. Der junge Deutsche fühlte sich glücklich in den Armen der schönen Malaiin. Die Vorzüge europäischer Bildung, die ihr

freilich gänzlich abgingen, ersetzte sie durch einen natürlichen Verstand, leichte Fassungsgabe, vorzüglich aber durch eine grenzenlose Hingebung und die feuerigste Zärtlichkeit für ihren Gatten. Wenige Tage vergingen und sie war so weit, jeden Blick seiner Augen zu errathen; sie flog, alle seine Wünsche zu befriedigen ehe sie nur ausgesprochen wurden. Täglich entdeckte Sternstein neue Vorzüge des Geistes und Herzens an Adilé und er zögerte nicht gegen Braamkamp, den er öfters besuchte, auf's lebhafteste sein Glück zu preisen. Wenn dieser ihm etwas zu entgegnen versuchte, so schlug Sternstein jede Einwendung damit nieder, daß er sagte, wie der Freund erst dann über Adilé urtheilen könne, wenn er sie gesehen und näher kennen gelernt haben würde. Er ruhete auch nicht eher bis Braamkamp versprach ihn zu besuchen. Dies war in Kurzem der Fall. Der Holländer betrachtete Sternsteins junge Gattin sehr aufmerksam, sie schien ihm zu gefallen, doch erwähnte er kein Wort über sie als Sternstein ihn in der Abendkühle nach seinem Landhause begleitete. Der Letztere konnte sich endlich nicht länger halten, den Bekannten um seine Meinung über Adilé zu befragen.

„Mein Freund,“ sagte Braamkamp, „Sie wollen es und so will ich offen mit ihnen reden. Ihre Frau ist ohne Widerrede die schönste und liebenswürdigste aller Malaiinnen, die mir noch vorgekommen. So lange sie jung, schön und zärtlich ist, werden Sie sich in ihren Armen glücklich fühlen, Sie werden geistige Bildung nicht vermissen und sie durch Ihr Benehmen immer mehr verwöhnen. Es wird aber nur wenige Jahre dauern — denn diese Malaiinnen verblühen schnell — und die schönen Formen werden erschlaffen, diese vollen Wangen runzlich, die jugendlichen Züge scharf und eckig werden. Die Hingebung, die Aufmerksamkeit auf alle Ihre Wünsche wird Ihnen dann nur als eine gewohnte Pflichterfüllung, ihre Zärtlichkeit gleichgiltig, vielleicht widrig erscheinen. Wäre dies Mädchen nicht Ihre Gattin, wäre sie das, was der Malaie mit dem Worte ‚Sundal‘ und der Franzose mit ‚bonne amie‘ bezeichnet, so würden Sie sich leicht von ihr losmachen können, auch würde sie dies, da sie es nicht anders erwartete, ganz natürlich finden. Wehe Ihnen indeß, wenn ein solches Verfahren Ihnen einst bei Adilé in den Sinn kommen sollte! Diese Taube

würde zum Geier werden und Sie würden staunen, wie schnell die Verwandlung vor sich gehen würde. Ich bringe den Bruder Adilé's dabei nicht einmal in Anschlag. Sie selbst mit ihrer Sanftmuth, ihrer kindlichen Einfachheit würde eine entschiedene Zurücksetzung — ich will nicht einmal von Verstoßung reden — furchtbar rächen. — Sie lächeln? Sie glauben mir nicht?" fuhr Braamkamp nach einer Pause achselzuckend fort. „Einer meiner Neger hatte eine jener kleinen bunten, aber nichtsdestoweniger giftigen Korallenschlangen gezähmt. Er spielte mit ihr, sie schlief in seinem Busen, er schlang sie oft zum Scherz sich wie ein Halsband um den Nacken, wo sie sich mit ihren rothen, schwarzen und grünlichweißen Würfeln wie ein Kunstgeflecht recht artig ausnahm. Dies Alles litt sie geduldig. Eines Tages aber trat der Schwarze ihr unvorsichtig auf den Schwanz, sie schlug ihre Gifthaken in seine Wade und in drei Stunden war er eine Leiche. Nehmen Sie sich in Acht! Ihre Malaiin ist eine solche bunte Korallenschlange." —

Sternstein war ganz empört von der Rede des Holländers, noch mehr aber von der Ruhe und von

dem Tone der Ueberzeugung, mit dem er sie aussprach. Er nahm einen sehr kühlen und einsilbigen Abschied von Braamkamp, so dringend ihn dieser auch einlud, das Abendbrot in seiner Villa einzunehmen und er beschloß, sich von einem Manne, der seine innigsten Gefühle auf eine so rohe Weise verletzt hatte, für immer loszumachen. Die Gelegenheit hierzu schien sich von selbst darzubieten. Als Sternstein zu Hause angekommen war, fand er eine Ordre, sich mit einem Detaschement von hundert Mann bereit zu halten, binnen vier Tagen nach Celebes eingeschifft zu werden. Der Aufstand, welcher dort stattgefunden, war zwar bereits unterdrückt worden, aber einige herumschwärmende Haufen Macassaren beunruhigten die Umgegend der Küstenforts und der Kommandant der dortigen Truppen hatte eine Verstärkung verlangt. Sternstein freute sich, daß sein Chef ihn zum Befehlshaber des Detaschements ausersehen. Es war ein ziemlich selbstständiges Kommando und somit ihm eine bis jetzt ermangelnde Aussicht sich auszuzeichnen, folglich auch, im glücklichen Falle, zur Beförderung oder Belohnung aufgethan. Er war entzückt, wenn er bemerkte, mit

welcher Sorgsamkeit Adilé Alles berücksichtigte und vorbereitete, was zu seiner Bequemlichkeit auf der Reise oder während des Feldzuges dienen konnte. Sie vergaß nichts, was nothwendig oder nützlich war, und Alles hatte blos auf ihren Gatten Bezug. Jede Kleinigkeit, die er zu gebrauchen pflegte, ward sorgfältig in Stand gesetzt oder eingepackt; was ihre Person allein anging, ward fast gar nicht berücksichtigt. Machte Sternstein sie darauf aufmerksam, so erwiederte sie, daß er, an das Klima und die Lebensweise noch nicht hinlänglich gewöhnt, nicht zu viel Unterstützungsmittel, um solche zu ertragen, um sich haben könne, während sie, mit beiden vertraut, in Celebes wie auf Java, in Gebirg und Wald wie in Stadt oder Dorf daheim sein würde.

Nach Ablauf des vierten Tages ging der junge Deutsche mit seiner Gattin an Bord des Transportschiffes, auf dem sich bereits sein Detaschement befand. Die Fahrt war herrlich. Spiegelglatt breiteten sich die Gewässer, in denen sich ganze Heerden springender Delphine regten, vor dem Schiffe aus. Das Meer war so durchsichtig, daß man in der Nähe der Küsten bis auf den Grund sehen

konnte. Letzterer war bedeckt mit Seepflanzen von wunderlichen Formen, zwischen denen ästige Korallen von den brennendsten Farben, aus Scharlachroth in Violet, Rosenroth, Braun und bläuliches Hellgrün übergehend, emporragten. Grün und rothgestreifte Papagayfische, feuerrothe Seesterne, Polypen, die mit langausgedehnten Armen auf ihre Beute lauerten, schwammen in dem unterseeischen Garten hin und her oder klebten wie sonderbar geformte Früchte an den Aesten der Korallen. Endlich kam die gebirgige Küste von Celebes am Horizonte empor und am Morgen des darauf folgenden Tages stieg man bei einem dicht am Ufer liegenden Fort an's Land. Die kleine Festung, welche nur aus Erdwällen, besetzt mit einigen Stücken Geschütz, bestand, lag am Ufer einer tiefen Bai, in einer herrlichen schattenreichen Gegend. Mitten in Gruppen von Fruchtbäumen, unter denen Palmen und Orangen die vorherrschenden waren, lagen Hütten der Eingeborenen, nach Art des Landes auf Pfählen gebaut. Eine derselben wurde von dem in dem Fort commandirenden Major unserm Bekannten und seiner Gattin eingeräumt; das Detaschement kampirte in einem

Palmenwäldchen, dessen breite Kronen ein natürliches Dach bildeten. Sternstein vernahm hier, daß der Rebellenhaufe, der das Fort blockirte, sich vor ein Paar Tagen mehr nach dem Fuße des Gebirges zurückgezogen habe und sich jetzt damit begnüge, die Campongs (Dörfer) der ruhigen Einwohner zu brandschatzen; er empfing zugleich den Befehl, nach ein oder zwei Rasttagen sich in Marsch zu setzen, um die herumschweifenden Trupps der Macassaren in die Gebirge zurückzuwerfen. So wie die Zeit des Abmarsches herbeikam, drang er in Adilé, in dem Fort bis zu seiner Wiederkunft zurückzubleiben, indem er ihr vorstellte, daß der Streifzug, den er vorhabe, für eine schwache Frau zu angreifend, jedenfalls aber nicht ohne Gefahr sein würde. Die junge Malaiin hörte ihn ruhig lächelnd an.

„Weshalb," sagte sie dann, „bin ich denn Deine Frau geworden, als um Alles, gute und böse Tage, Freude und Noth, mit Dir zu theilen? Du meinst der Streifzug würde für mich zu angreifend sein? Ich glaube vielmehr, daß wo Ihr, Du und Deine europäischen Soldaten, auf den Tod erschöpft sein werdet, ich noch keine Ermattung spüren werde, da

ich mit dem Klima und den Mitteln, dessen verderblichen Folgen zu begegnen, vertrauter bin als Ihr. Und Gefahr? Ich fürchte keine, wenigstens nicht für mich."

Adilé sagte dies Alles so einfach, sie schien das Opfer, was sie zu bringen dachte, so niedrig anzuschlagen, ja als gar keins anzusehen, daß Sternstein nicht länger Anstand nahm, seiner Gattin zu gestatten den Streifzug in die Gebirge mitzumachen.

In wenig Tagen hatte er Gelegenheit sich zu überzeugen, daß er und sein ganzes Detaschement sich glücklich schätzen könne, die junge Malaiin bei sich zu haben. So lange der Zug durch bevölkerte Districte ging, stieß man auf wenig Hindernisse und kein Feind ließ sich sehen, so wie man aber sich der Gebirgskette näherte, die sich mitten durch die Insel zieht, änderte sich die Scene. Die Dörfer hörten auf, die einzeln liegenden Wohnungen standen meistens leer oder die Bewohner waren von zweifelhafter Gesinnung. Das Terrain war zerklüftet, mit Dickichten verwachsen, man bedurfte kundiger Führer. Hier zeigte sich Adilé außerordentlich nützlich. So wie man sich eines Eingeborenen, der zum Wegweiser

dienen sollte, versichert hatte, begann sie sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen. Sie legte ihm eine Menge Fragen vor, die geeignet waren nicht nur Nachrichten einzuziehen, sondern auch die Stimmung des Befragten zu erforschen. Das Ende des Gespräches bestimmte sie dann, zu Sternstein mit aller Ruhe, als ob es sich um eine geringe häusliche Angelegenheit handele, auf holländisch zu sagen: „Diesem Menschen kannst Du trauen!“ oder „Schicke den Mann fort, er ist zweideutig!“ Aeußerst überrascht war Sternstein, als nach einer ähnlichen Unterredung Adilé sich mit dem ruhigsten Tone der Stimme und dem sanftesten Blicke des Auges zu ihm wendete und sagte: „Laß diesen Menschen erschießen, er ist ein Verräther und von den Macassaren abgesandt, um Dich in's Verderben zu locken.“ Ein umständliches Verhör bewies dem jungen Offizier, daß Adilé sich nicht getäuscht; der Malaie bekannte seine Schuld und ward in Fesseln gelegt, um bei der Rückkehr nach dem Fort dem Commandanten zur Bestrafung abgeliefert zu werden. Es war bewundernswürdig, wie ein gewisser Instinct, vielleicht auch Mittheilungen ihrer Landsleute, die junge Frau

auf Vorsichtsmaßregeln kommen ließ, an die ohne ihre Gegenwart weder Sternstein noch irgend einer seiner Soldaten gedacht haben würden. Adilé warnte beständig, nie aus einem Brünnen, sondern nur aus fließendem Wasser zu trinken, da es eine Gewohnheit der Gegner sei, mittelst schädlicher Substanzen die Brunnen zu vergiften. Noch hatte man keinen Feind gesehen, dennoch behauptete Adilé, daß man von solchem beobachtet sei und sich jeden Augenblick gefaßt halten müsse auf ihn zu stoßen. Da man der Hitze wegen meist nach Sonnenuntergang sich erst in Marsch setzte, so bestand die junge Malaiin darauf, daß der eingeborene Führer, gefolgt von ein Paar Soldaten, stets einen Büchsenschuß vor dem Detaschement vorausgehen müsse. ‚Es sei,‘ sagte sie, ‚eine ganz gewöhnliche List der Malaien, sich im Dunkeln einen Büchsenschuß seitwärts des Weges in Hinterhalt zu legen, über den Steg, den die Gegner betreten müßten, ein dünnes Seil zu spannen, sobald dies aber berührt würde in dessen Richtung zu feuern. Obwohl Sternstein ungläubig dazu lächelte und diese Kriegslist eine kindische nannte, so ward er in der nächsten Nacht doch davon überzeugt.

Einige zwanzig Schüsse fielen aus dem Dunkel. Der malaiische Führer und ein denselben begleitender Soldat wurden getödtet. Wären jene Schüsse auf das in militairischer Ordnung marschirende Detaschement gerichtet gewesen, so würde der Verlust vielleicht ein zehnfach stärkerer gewesen sein.

Nach diesem Vorfalle war nicht mehr zu zweifeln, daß man sich vom Feinde umgeben befand; was indeß das Schlimmste dabei war, war der Umstand, daß man es mit einem unsichtbaren, überall ausweichenden Gegner zu thun hatte. Befand man sich auch auf der Spur eines Haufens herumstreifender Macassaren, so war es dennoch stets unmöglich ihn zum Gefecht zu bringen. Schüsse aus dem Dickicht, von Felsengipfeln herab, war Alles worauf sich der Feind einließ. So drang Sternstein mit seinem Detaschement immer weiter in das Gebirge ein. Hier waren die Stege, welche durch die zerklüfteten Gebirgsthäler nach einer Gegend führten, die als der Hauptsitz der Aufrührer betrachtet wurde, immer schwieriger, der Feind konnte sich ungesehen der Colonne nähern und man mußte doppelte Vorsicht beobachten. Da die Temperatur in den Gebirgen kühler war, so

konnte man bei Tage marschiren und auch die immer nöthiger werdende Vorsicht gebot dasselbe.

Es war eines Mittages, als man in einem Thale in der Nähe eines strömenden Baches das Bivouak aufschlug. Sternstein und seine Mannschaft waren erschöpft, man beschloß, ein Paar Stunden zu rasten und dann in der Abendkühle weiter zu marschiren. Ein Paar Schildwachen bewachten die Gewehrpyramiden, während die Mannschaft ringsumher sich in dem Schatten der Bäume und Gesträuche der Ruhe überließ. Sternstein ruhete zur Seite eines von einer dichten Hecke umgrünten Felsblockes, neben ihm lag ein leichtes Infanteriegewehr, mit dem er sich, des Gefechtes in coupirtem Terrain wegen, bewaffnet hatte. Adilé saß ihm zur Seite und es wollte ihm bedünken, als ob sie einige Male scharf aufhorche. Nach und nach schien die junge Frau schläfrig zu werden, sie legte sich, mit dem Gesichte gegen das Strauchwerk gewendet, in das Gras und schloß die Augen, um sie nur dann und wann einmal zu öffnen. Sternstein glaubte die Gattin von der Anstrengung erschöpft, er hörte zu sprechen auf und begann eben einzuschlafen, als Adilé plötzlich aufsprang,

das Gewehr ergriff und mit dem Bajonnete zwei Mal hintereinander in das Strauchwerk stieß.

Ein Todesschrei ertönte plötzlich in der Hecke, ein Macassare, durch einen Stich in der Brust und einen zweiten in der Seite verwundet, taumelte heraus und stürzte sodann zu Boden. Wie eine gereizte Tigerin warf sich Adilé auf ihn und durchbohrte den Sterbenden mit vier bis fünf Bajonnetstößen.

Sternstein und seine Leute sprangen erschrocken empor. Alles war das Werk einiger Secunden. So schnell wie Adilé ihre That vollbracht hatte, so schnell beruhigte sie sich wieder.

„Ich sah ihn,“ sprach sie, „wie eine Schlange sich heranwinden, ich sah die kurze Lanze in seiner Hand nur eine Spanne von Deinem Haupte und tödtete ihn. Hätte ich früher Lärm gemacht, so wäre er entflohen, da er allein war. Ich beobachtete ihn seit einer Viertelstunde.“

Sie sagte dies so einfach und ruhig, als ob es sich von der Tödtung eines giftigen Wurmes handele. Ihre Miene war sanft wie vorher, ihre Stimme zitterte nicht im allergeringsten. Sternstein war äußerst betroffen. Voll Freude und Dankbarkeit fiel

er Adilé, die seine Liebkosungen erwiederte, um den Hals. Als das Detaschement wieder in Marsch war, konnte er nicht umhin, über den Vorfall auf's Neue nachzudenken.

Die Besonnenheit Adilé's im Momente der Gefahr, die mit fester Hand vollführte Tödtung des Gegners, die Wuth, mit der sie sich auf den bereits auf den Tod Verwundeten gestürzt, die Ruhe nach der That, Alles kam ihm so eigenthümlich, so sonderbar contrastirend vor, er konnte den Vorgang mit dem sonst so sanften, kindlichen, unbefangenen Wesen Adilé's so wenig zusammenreimen, daß er immer wieder darüber auf's Neue zu grübeln begann. So viel wurde ihm klar, daß die Verschiedenheit der Empfindungen Adilé's von denen, wie er sich solche gedacht, zu bedeutend sei, als daß sie nach dem Maßstabe des Europäers gemessen werden könnten und unwillkürlich kamen ihm die Worte Braamkamps, daß diese „Taube zum Geier werden könnte" in den Sinn. Wie sanft auch ihre Augen auf ihn blickten, wie liebend sie ihren Arm auch um seinen Nacken schlang und mit der vollen, runden, kleinen Hand seine Wangen streichelte, immer sah er diese Augen

vor Wuth funkeln und diese Hand einem bereits auf den Tod Verwundeten das Bajonnet zu wiederholten Malen in die Brust bohren. —

Am folgenden Tage erhielt Sternstein die Nachricht, daß die Bewohner eines Gebirgsdorfes, das man als den Heerd der Empörung bezeichnet hatte, bereit seien, sich ohne Widerstand zu unterwerfen und ihn einladen ließen, friedlich bei ihnen einzuziehen. Der Ort war eine starke Tagereise entfernt, doch aber im Laufe eines Tages zu erreichen. Veranlaßt von dem Wunsche, seinen Leuten sobald als möglich Ruhe und Erholung zu gönnen, hatte Sternstein den Abgeordneten der Bewohner desselben bereits zugesagt, am Abende des kommenden Tages bei ihnen einzutreffen und sie mit diesem Bescheide entlassen, als Adilé sich lebhaft dagegen erklärte. Sie behauptete fest, diese Einladung sei nur eine List, um die Truppen in's Verderben zu locken. Die Gegner hätten berechnet, daß die Soldaten todtmüde bei ihnen ankommen und deshalb alle Vorsicht vernachlässigen würden; diesen Moment wollten die Feinde benutzen, um sie in der darauf folgenden Nacht niederzumetzeln. Sie bestand deshalb mit

Hartnäckigkeit darauf, daß Sternstein mit dem Detaschement zwar bis in jene Gegend marschiren, dann aber Halt machen, an dem darauf folgenden Tage erst in den Ort einrücken und die ihm entgegenkommenden vornehmsten Einwohner als Geißeln bei sich behalten solle. Alle Einwendungen ihres Mannes schlug Adilé mit den Worten nieder, er kenne nicht den Charakter der Eingeborenen und nur aus diesem Grunde bemerke er nicht die Schlinge, die man ihm legen wolle. Nicht durch Demonstrationen, nur durch Gewalt ließe sich der Malaie unterwerfen, da das Gegentheil für Feigheit, folglich als beschimpfend gelte. Ueber die so entschieden vorgebrachten Einwürfe nachdenkend, beschloß Sternstein endlich seinen Plan zu ändern und die Einwohner des Orts zu benachrichtigen, daß er erst am Morgen des zweiten Tages bei ihnen eintreffen werde; er setzte sich deshalb langsamer, als es sonst geschehen sein würde, in Marsch. Noch hatte er nicht den halben Weg zurückgelegt, als eine neue Deputation erschien, die ihn noch dringender als vorher einlud, indem sie anführte, daß die Einwohner eine Menge Vorkehrungen für diesen Abend getroffen hätten und

betrübt sein würden, den frohen Empfang der Truppen auf diese Weise vereitelt zu sehen. Als Sternstein indeß bei seiner Weigerung beharrte, baten sie, daß er wenigstens bis auf einen Punkt, den sie ihm als sehr anmuthig bezeichneten, vorrücken und erlauben möchte, daß sie zur Unterhaltung der Truppen eine Bande macassarischer Tanzmädchen dahin voraussenden dürften. Sternstein, um alle Unordnungen zu vermeiden, wollte eben die Bitte abschlagen, als Adilé, welche die Dolmetscherin machte, ihrem Gatten erklärte, daß sie das Gesuch bereits bewilligt habe und die Abgesandten sich gleich darauf fröhlich entfernten.

„Sie denken uns zu haben, aber wir haben sie, die Verräther!“ rief sie, als sie mit Sternstein allein war, mit einer Art wilder Freude.

Sie bat ihren Gatten dringend bis zu dem von den Gegnern bezeichneten Punkte vorzurücken, auf diesem, nachdem er ihn von allen Seiten untersucht, das Lager zu schlagen und das Weitere dann ihr zu überlassen.

Es war ein ziemlich enges von waldigen Höhen umschlossenes Thal, das einen engen Eingang und

eben solchen Ausgang hatte, wo man übernachten sollte. Die Position schien gefährlich und Sternstein untersuchte sie vorher von allen Seiten.

Da durchaus nichts Verdächtiges zu bemerken, hier auch das einzige fließende Wasser weit und breit und der Ort in der That sehr anmuthig war, so ließ er sein Detaschement lagern und stellte die Vorposten aus. Es dauerte nicht lange, als ein Transport von Lebensmitteln ankam, der ihm von den Einwohnern des am folgenden Tage zu besetzenden Ortes zugesendet ward. Die Ueberbringer kosteten, zum Zeichen, daß sie nicht vergiftet seien, davon und entfernten sich ganz wohlgemuth. So wie es Abend ward, erschienen die angekündigten Tänzerinnen. Sie waren fast alle schön und mit ihrem besten Putze geschmückt, zugleich kamen eine Menge Krüge, gefüllt mit Arak, an, der für die Soldaten bestimmt war, Sternstein nahm den letztern sogleich in Beschlag. um jedem Trinkgelage vorzubeugen. Die Tanzmädchen waren in Kurzem mit den Soldaten sehr vertraut und bald begannen sie ihre Darstellungen, die nach der Sitte oder vielmehr Unsitte des Landes, ziemlich lasciver Art waren. Sternstein erstaunte

nicht wenig, als Adilé, sich unter sie mischend, in kurzer Zeit sehr vertraut mit ihnen war, und sich viel in's Geheim mit ihnen unterhielt. Die Nacht war bereits eingebrochen, die Tänze fanden fortwährend statt, der Jubel war groß, als Adilé ihren Gatten bei Seite nahm.

„Suche so unbemerkt wie möglich einen Theil Deiner Soldaten aus dem Gewühle zu ziehen," sagte sie lebhaft. „Postire sie am Eingange des Thales in einen Hinterhalt und befiehl den Andern, sich nicht von ihren Waffen zu entfernen, die Tänze aber laß fortdauern."

Sternstein sah Adilé betroffen und fragend an.

„Du wirst," fuhr diese fort, „eine Stunde nach Mitternacht von hundert Macassaren und den Bewohnern des Dorfes, das Dich eingeladen hat, überfallen werden. Sie kommen durch jenen Hohlweg. Sowie sie ihn passirt haben, empfange sie mit einem lebhaften Flintenfeuer. Auf dieses Signal müssen Deine Leute aus dem Versteck vorbrechen und sie im Rücken angreifen. Dadurch erschreckt, werden sie sich verloren glauben und Du wirst sie fast wi=

derstandslos bis auf den letzten Mann niedermachen können."

„Und wie," fragte Sternstein erstaunt, „hast Du dies Alles erfahren?"

„Ich gab mich für eine Gefangene aus, die sich zu befreien wünsche, sie ließen sich hintergehen und erzählten mir Alles."

Jetzt ward Sternstein die Zuvorkommenheit der Eingeborenen klar, er konnte nicht länger zweifeln, daß Alles sich so verhalte, wie Adilé angab, und er traf im Stillen seine Maßregeln. Sie bewährten sich auf's Beste und Alles kam so, wie die junge Malaiin vorausgesagt. Ein starker Trupp Macassaren erschien nach Mitternacht. Ihr Angriff war lebhaft und es bedurfte großer Anstrengungen den ersten Stoß auszuhalten, so wie sie aber im Rücken angegriffen wurden, wendeten sie sich zu wilder Flucht. Alle, die sich nicht in die Gebüsche warfen, wurden getödtet; gegen achtzig Feinde deckten todt den Kampfplatz. Die Tänzerinnen waren gleich im Anfange des Gefechtes im Gesträuche verschwunden. Als Sternstein am Morgen nach dem Dorfe vorrückte, fand er es leer von Bewohnern. Alle waren aus

Furcht vor Vergeltung entflohen. Adilé drang heftig in Sternstein, den Ort niederbrennen zu lassen. Jede Schonung, meinte sie, würde für Zaghaftigkeit oder Unverstand gehalten werden. Nichts mache, sagte sie, auf den Malaien einen schlechtern Eindruck als eine Großmuth dieser Art. Er verachte den Feind, der es unterlasse sich zu rächen, sobald er es im Stande sei. — In einem Paar Stunden war das Dorf ein Aschenhaufen. —

Der Schlag, den Sternstein den Aufrührern beigebracht hatte, entschied das Ende des kleinen Feldzuges. Die einzelnen rebellischen Gebirgsdörfer schickten Abgeordnete und baten um Schonung. In wenig Tagen konnte das Detaschement nach dem Fort zurückkehren. Der Kommandant desselben machte den vortheilhaftesten Bericht an den Generalgouverneur und in kurzer Zeit kam mit der Ordre zur Rückkehr nach Batavia ein Tagesbefehl, in welchem der Lieutenant Sternstein auf's schmeichelhafteste erwähnt und zum Capitain ernannt wurde. Er fand sich einigermaßen beschämt, wenn er bedachte, daß er dies Avancement sammt den Lobeserhebungen fast nur allein den Rathschlägen Adilé's verdanke,

ja daß, wenn diese ihn nicht in dem Bivouak von der Lanze des Macassaren errettet, seine Expedition eher geendet haben würde, als er noch einen Feind erblickt hätte. Es war dem jungen Manne ein gewissermaßen demüthigendes Gefühl, daß er einem gänzlich unerfahrenen Weibe Leben und Ehre zu verdanken haben sollte. Dies Gefühl ward aber um so öfter in ihm angeregt, als man ihm, und zwar häufig in Adilé's Gegenwart, über seine Tapferkeit, vorzüglich aber über sein geschicktes Benehmen bei jener Expedition, die größten Lobsprüche machte und er meinte sogar zu bemerken, daß dann der Blick seiner Frau mit einem satirischen Ausdrucke auf ihm ruhe. Es war eigenthümlich, daß die Verpflichtung zur Dankbarkeit, zu welcher er sich gedrungen fühlte, anstatt seine Liebe zu Adilé zu erhöhen, eher das Gegentheil bewirkte. Diese Verpflichtung erschien ihm fast als eine Last und in Momenten des Unmuthes hätte er beinahe gewünscht, daß der ganze für seine Zukunft so vortheilhafte Feldzug gar nicht stattgehabt. Jedes Lob aus fremdem Munde kam ihm in solchen Augenblicken als ein beißender Spott vor, der ihm um so unerträg-

licher wurde, als er sich sagen mußte, daß er jenes in der That nur halb verdient habe. Im Allgemeinen hatte die schwärmerische Liebe für die junge Malaiin ziemlich nachgelassen. War er mit seiner Gattin allein, so wurde die Unterhaltung bald ziemlich einsylbig. Sie drehete sich meist um häusliche Vorfälle und einfache Gegenstände, und wirklich würde, nachdem die früheren Liebesbetheuerungen nach und nach immer mehr und mehr verklungen waren, nicht füglich eine andere haben stattfinden können, da der Ideenkreis der jungen Malaiin ziemlich beschränkt war. Den Gedanken, Adilé'n eine europäische Ausbildung oder doch wenigstens den Anstrich davon zu verschaffen, hatte Sternstein bei dem entschiedenen Widerwillen der jungen Frau bald aufgegeben und es war kaum ein Jahr seit seiner Verheirathung vergangen, als er sich meist überall behaglicher wie in seinem Hause befand. Daß er unter solchen Umständen das letztere verdrüßlich verließ und verdrüßlich wiederkam, war nicht zu verwundern. Als das Feuer der Liebe verraucht war, meinte er bei Adilé alle die Uebelstände zu erblicken, die den Charakter ihrer Landsleute bezeichnen, wenigstens war

er geneigt, ihrer Art zu sein einen solchen Ursprung beizulegen. Daß das häusliche Leben der beiden Gatten dadurch nicht angenehmer wurde, war natürlich. — Auf diese Weise verging fast ein volles Jahr. —

Eines Tages war Sternstein zum Generalgouverneur eingeladen. Er fand dort große Gesellschaft. Auch Braamkamp, den er seit seinem Abgange nach Celebes nicht mehr gesehen, war dort. Da dieser ihm freundlich entgegenkam, entspann sich zwischen den alten Bekannten bald ein Gespräch, und Sternstein, über sein eheliches Leben befragt, sagte dem Freunde unverhohlen, daß er das Glück, welches er sich in Adilé's Armen geträumt, nicht gefunden habe.

„Sagte ich es Ihnen nicht vorher?" erwiederte Braamkamp lächelnd. „Eine Malaiin ist keine Frau für Ihre deutsch-poetischen Herzensempfindungen. Sie hätten sich in die Sache nicht einlassen sollen und es gehört ein festerer Charakter als der Ihrige dazu, sich wieder herauszuziehen. Das Beste ist, daß Sie keine Kinder haben. In diesem Falle trügen Sie das Joch, das Sie sich aufgelegt, bis an den Tod. Ohnehin ist Ihr Verhältniß schlimm genug. Fortschicken können Sie Ihre schöne Hälfte

nicht, wenn auch gesetzlich dem nichts im Wege steht. Adilé würde sich rächen. Thäte sie es nicht, so thäte es ihr Bruder. Sie wären nicht eine Minute Ihres Lebens sicher. Wollen Sie die Fesseln, in denen Sie sich befinden, lösen, so müssen Sie es dahin zu bringen suchen, daß sie wünscht, sich von Ihnen zu trennen und da Sie Ihre Frau gewiß hinreichend verwöhnt haben, indem sie solche à la Européenne behandelten, so würden Sie, um zum Zwecke zu gelangen, nun à la Malaye, nämlich als Herr und Gebieter in Ihrem Hause, auftreten müssen und dazu — ich gestehe es offen — traue ich Ihnen die nöthige Kraft nicht zu."

Sternstein wollte eben etwas erwiedern, als eine allgemeine Bewegung in der Gesellschaft stattfand und man sich in den Speisesalon begab. Sowie der junge Mann sich niedergelassen hatte, sah er sich in der Mitte zweier Damen, von denen die eine seine Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselte. Es war eine Frau von einigen und dreißig Jahren, üppigen Formen, so wie einem Teint, dessen Weiße das indische Klima nichts hatte anhaben können und der durch das dunkle Haar noch mehr gehoben ward.

Ihre Züge waren geistreich, ihr Auge feurig, der Ton ihrer Stimme melodisch und angenehm. Es bedurfte kaum einiger Anregung von Sternsteins Seite, als sich die Dame in ein lebhaftes Gespräch mit ihm einließ. Das letztere war von um so größerem Interesse für ihn, als er seit langer Zeit nicht Gelegenheit gehabt, sich mit einer Frau von so ausgezeichneter Bildung, wie seine Nachbarin war, zu unterhalten. Sie sprach über deutsche, holländische und französische Literatur mit gleicher Kenntniß und als das Gespräch auf Musik kam, zeigte es sich, daß sie sich viel mit dieser Kunst beschäftigt habe, wiewohl sie mit großer Bescheidenheit nur als Dilettantin gelten wollte. Sie schien die Verhältnisse Sternsteins ziemlich genau zu kennen, erwähnte des Ruhmes, den er sich in dem kurzen Feldzuge in Celebes erworben habe und bemerkte scherzend, daß dieser, vielleicht aber noch mehr seine Neigung für eine indische Schönheit, ihr die Gelegenheit, früher seine Bekanntschaft zu machen, geraubt habe, indem ein Verwandter ihn damals bei ihr hätte einführen wollen.

Sternstein konnte sich durchaus nicht besinnen,

bei welcher Gelegenheit dies stattgefunden; überdem glitt die Dame so schnell über diesen Gegenstand hin, sie vertiefte ihn in ein neues anziehendes Gespräch, daß er sie nicht deshalb fragen konnte; aber ehe noch die Tafel aufgehoben war, war er von seiner schönen Nachbarin so hingerissen, daß, als man aufstand, er nichts Eiligeres zu thun hatte, als Braamkamp um deren Namen zu befragen.

„Sie kennen sie nicht?" fragte der Holländer phlegmatisch. „Es ist eine Verwandte von mir, dieselbe, bei der Sie mir den einfältigen Streich spielten sich in Ihre Malaiin zu verlieben und die Sie nicht heirathen wollten, obgleich sie zweimalhunderttausend Rupien hat. — Es ist Madame van der Maar."

Sternstein war wie vom Blitze getroffen. Das also war die Wittwe, die Besitzerin von zweimalhunderttausend Rupien, zu deren Hand ihm Braamkamp hatte verhelfen wollen, welche er aber Adilé's wegen verschmäht hatte! — Hatte er sich bisher nie gestehen wollen, daß ihn der gethane Schritt reue, so trat jetzt dies Gefühl um so entschiedener und schmerzlicher hervor. Er fühlte, was er einer

augenblicklichen Regung wegen — denn aus diesem Gesichtspunkte begann er seine Liebe zu Adilé anzusehen — aufgegeben hatte. Schon oft hatte es ihn in Mißstimmung versetzt, wenn er in Gesellschaft von Europäern eine Menge Ehepaare erscheinen sah, die sich über die Angelegenheiten des Tages unterhielten, während er bei solchen Gelegenheiten stets unbegleitet und zu Hause eine Mittheilung des Gehörten, wegen mangelnden Interesses Adilé's, so gut als unmöglich war. Gegenwärtig fühlte er dies mehr als je, und eben wollte er unbemerkt die Gesellschaft verlassen, als Madame van der Maar zu Braamkamp trat.

„Wissen Sie wohl, Vetter," sagte sie, „daß ich das Landhaus des Herrn de Leuw gekauft habe und in wenigen Tagen, so zu sagen, Ihre Nachbarin sein werde? — Die Villa liegt kaum ein Paar Büchsenschüsse von der Ihrigen und ist allerliebst, nur hinsichts der allernächsten Nachbarschaft bin ich übel daran und an einen gesellschaftlichen Umgang ist nicht zu denken. Ich wohne zwischen einer alten nervenschwachen Französin, einem noch ältern podagraischen Herrn und einem Malaien — Tjakra = Api

heißt er, und die hübsche Orangenpflanzung, die sich bis zur Straße herabzieht, gehört ihm — und mit solchen Leuten giebt es keinen Umgang. — Ich hoffe, Vetter," schloß sie neckend, „Sie werden jetzt alle die Besuche, die Sie mir in Buitenzorg versprochen und unausgeführt gelassen haben, in Erfüllung bringen, und wenn Sie Ihren Freund, den Hauptmann Sternstein, mitbringen wollen, so wird mir dieser gleichfalls willkommen sein."

„Ich denke, Capitain," sagte sie lachend zu dem Letzteren, „Sie werden es nicht übel deuten, wenn eine Frau einen Herrn zum Besuche einladet. Sie sind lange genug in Batavia, um aus Erfahrung zu wissen, daß eine vernünftige Unterhaltung hier einen noch größern Werth als in Europa hat. Man lebt den halben Tag, von der Hitze beinahe umgebracht, zwischen seinen vier Wänden, kommt nun noch die Langeweile hinzu, so ist es gar nicht auszuhalten."

„Ein Paar Mal gehe ich hin," sagte Braamkamp, als die Wittwe Beiden zum Abschiede freundlich mit dem Kopfe genickt hatte und dann zu einer andern Gruppe getreten war. „Ein Paar Mal, aber

nicht mehr besuche ich sie, dann können Sie es allein versuchen, wenn Sie Lust haben! Die Frau ist immer noch allerliebst und trotzdem, daß ich mich für ziemlich feuerfest halte, könnte ich am Ende noch einen dummen Streich begehen. Es war eine wahre Sünde, daß sie an den alten van der Maar — ein Kerl wie eine Kreuzspinne — verkuppelt wurde, und hat sie, wie man behauptet, auch dies und jenes Abenteuer gehabt, so ist die junge, lebenslustige Frau doch zu entschuldigen. Sehe ich sie, so möchte ich ihr immer zurufen: ‚Gehe hin, Weib, Deine Sünden sind Dir vergeben!‘ und ich wollte Sie hätten sie damals kennen lernen, ehe Sie sich mit der Malaiin einließen; Sie hätten gewiß eben so gedacht und wären heute im Besitz der hübschen Frau und der nicht minder hübschen zweimalhunderttausend Rupien.“ —

Die letzten Worte Braamkamps waren für Sternstein auf seiner Heimfahrt ein ziemlich reichhaltiges Thema zum Nachdenken, und wirklich durchdachte er es so von allen Seiten, daß er bei seiner Zuhausekunft noch verdrüßlicher war wie gewöhnlich. Alles, was Adilé heute sagte um ihn zu erheitern, kam ihm, verglichen mit der Unterhaltung der Wittwe,

einfältig, schaal und ungebildet vor, und als seiner Frau einfiel, daß gestern ein Brief an ihn angekommen sei, dessen zu erwähnen sie vergessen hätte, machte er ihr über ihre Nachlässigkeit die heftigsten Vorwürfe. Der Brief war mit einem Schiffe aus Holland angelangt. Ein Freund benachrichtigte ihn, daß er wegen seines Streifzuges in Celebes den Orden erhalten hätte und der deshalb erschienene Tagesbefehl mit dem nächstens abgehenden Regierungsschiffe in Batavia anlangen werde. Sowie die erste Freude über die Nachricht vorüber war, mahnte ihn eine innere Stimme an Alles das, was er Adilé zu verdanken hatte. Sie hatte ihm das Leben gerettet, durch ihren Rath nur hatte er die Maßregeln getroffen, die ihm zu Avancement und Auszeichnung verhalfen. Alles war indeß nicht hinreichend seine Gedanken an die Wittwe zu verscheuchen. Er war des Militairdienstes in einem Tropenklima herzlich satt, er sagte sich, daß der Besitz einer schönen geistreichen Frau und eines so bedeutenden Vermögens Rang und Orden vielfach aufgewogen haben würde, und verwünschte den Moment, wo er Braamkamps Vorschläge unbeachtet gelassen hatte.

In wenig Tagen erhielt er von dem Freunde eine Einladung, ihn zu Frau van der Maar zu begleiten. Letztere war heute liebenswürdiger als je und Sternstein beschloß, seine Besuche recht oft zu wiederholen. Dies geschah von nun an fast täglich und bald waren beide auf sehr freundlichem Fuße mit einander. Die Wittwe behandelte ihn wie einen alten Bekannten, sie war munter und zutraulich, als ob sie sich schon seit Jahren gesehen; doch als sein Benehmen nach und nach immer zärtlicher wurde, sagte sie spöttisch, daß sie sich nicht entschließen könne, das Herz eines Mannes, so sehr sie ihm auch wohlwolle, mit einer — Malaiin zu theilen.

Es war einige Monate später, als Tjakra-Api eines Abends in das Gemach seiner Schwester trat. Er war fast seit einem halben Jahre nicht bei ihr gewesen, weil Sternstein ihn in einem Anfalle verdrüßlicher Laune kalt und geringschätzig behandelt hatte. Adilé flog ihm freundlich entgegen, dann küßte sie nach der Sitte ihres Volkes dem Bruder die Hand. Die Blicke des Malaien waren düster. Die Schwester ladete ihn ein sich niederzulassen und einige Erfrischungen zu sich zu nehmen.

„Ich komme nicht, um zu essen und zu trinken," erwiederte er rauh, indem er auf dem Divan Platz nahm. „Ich komme wegen Deiner beleidigten Ehre. Dein Mann behandelt Dich schlecht."

„Er ist mein Herr," erwiederte Adilé nach kurzem Schweigen.

„Er liebt Dich nicht mehr und vernachlässiget Dich auf alle Weise."

„Er ist nicht mehr wie sonst gegen mich," sagte seufzend die junge Frau.

„Er ist Dir untreu," fuhr jener fort.

„Das ist nicht wahr!" rief Adilé mit flammendem Blicke.

„Man sagt, er werde eine weiße Wittwe, die zweimalhunderttausend Rupien besitzt, heirathen."

„Es ist nicht wahr!" rief Adilé noch heftiger.

„Er besucht sie, sie wohnt in meiner Nähe, ich sehe ihn täglich hinreiten," erwiederte Tjakra-Api.

Adilé sah dem Bruder starr in's Gesicht. Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie mit schmerzlichem Tone:

„Diese Europäerinnen sollen sehr liebenswürdig sein und viele Künste können, welche die Männer

vergnügen. Ich verstehe nichts von allen den schönen Dingen."

„Nicht wegen der Künste der Unterhaltung besucht sie Dein Mann, er geht zu ihr weil er sie liebt," versetzte der Malaie mit Bestimmtheit.

„Ich bitte Dich, Bruder, sprich nicht aus Haß oder in Uebereilung ein Wort aus, dessen Gewicht Du kennst," sagte Adilé mit ungewöhnlichem Ernste.

„Ich sage nichts, als was ich weiß," erwiederte kalt der Malaie. „Auch bin ich nicht der Einzige, der davon spricht."

„Bei einem Gegenstande, wo es sich um Glück und Leben handelt, sollte ein Mann, wie Tjakra-Api, nicht auf das Geschwätz der Leute achten."

„Ich achte nicht auf solches. Von dem, was ich sage, habe ich Beweise," sprach jener.

„Beweise?" fuhr Adilé auf. „Ich verlange, daß Du mir sie darlegst."

Tjakra-Api schwieg eine Weile, sein Inneres schien bewegt, er kämpfte sichtbar mit einem Entschlusse. Die Schwester schüttelte unwillig das Haupt:

„Es steht dem Sohne unsers Vaters nicht wohl

an, einen Mann, den er haßt, ohne Beweise anzuklagen," sagte sie dann ruhig und mit einer gewissen Würde.

Noch immer schwieg der Bruder, dann sagte er: „Liebst Du Deinen Mann?"

„Nicht mehr, wenn er untreu ist," entgegnete Adilé fest.

„Und wenn er es ist, willst Du Dich von ihm trennen?"

„Mich trennen? — Er darf nicht leben!" rief Adilé mit flammendem Auge.

„Verstehe mich recht, Bruder," sagte sie nach einer Weile gefaßter, aber ihre Lippen zitterten. „Nicht den Leuten glaube ich, sie können lügen. Auch Dir — verzeihe mir — kann ich nicht trauen, Du hassest ihn und könntest Dich täuschen. Ich traue Niemand, als mir selbst und meinen eigenen Augen. Kannst Du mir Beweise schaffen?"

„Ich kann," unterbrach Tjakra-Api die Schwester, ohne sie ausreden zu lassen. „Nimm Deinen Mantel und begleite mich."

„Ist's möglich? Bruder, ist's möglich?" rief Adilé mit Entsetzen.

„Begleite mich und Du wirst Dich überzeugen," sagte jener.

Rasch stürzte Adilé in's Nebenzimmer, sie brachte eine leichte dunkle Hülle, eben wollte sie solche über die Schultern werfen, als sie sie zur Erde fallen ließ und ein Strom von Thränen aus ihren Augen stürzte. Der Malaie schien erschüttert, er ging düster und schweigend im Zimmer auf und ab, und schien einen schweren Kampf zu kämpfen. Endlich faßte er sie bei der Hand.

„Du kennst unsere Sitten und die Gesetze der Ehre," sagte er dann. „Die Tochter Tjakra=Negoro's konnte das Weib eines Weißen werden, aber sich verstoßen lassen oder zur Buhldirne herabsinken darf sie nicht. Hängt Dein Herz an diesem Manne, so will ich es nicht brechen, indem ich Dich und mich räche, obwohl dies meine Pflicht wäre, ich will mit ihm reden und meine Worte sollen eben so scharf, wie der Gegenstand, den mein Name bedeutet (Tjakra=Api, Feuerpfeil), sein Herz treffen."

„Nimmermehr!" fiel Adilé heftig ein, indem sie sich ermannte und die ihr entfallene Hülle um die Schultern schlug. „Ist er untreu, b i n ich be=

schimpft, so werde ich mich rächen, wie es das Gesetz der Ehre und die Sitte des Landes verlangen. Könnten wir noch leben, nachdem wir den theuer beschworenen Eid gebrochen hätten?"

Mit den letzten Worten gab sie dem Bruder den Arm und Beide gingen zur Thüre hinaus.

Ein leichter Wagen wartete ihrer, sie stiegen hinein und fuhren nach der Wohnung des Malaien.

So wie sie hier angekommen waren, warf Tjakra-Api einen dunkeln Sarong um sich und führte die Schwester durch den Garten in's Freie.

Wenige hundert Schritte davon war ein hübsches Landhaus, nach welchem ein Fußsteig führte und das mitten in einem Garten lag. Die Nacht war bereits eingetreten. Aus einem Gartenpavillon schimmerte helles Licht. Sowie die Wandelnden an einer kleinen Pforte, die unweit des Pavillons in dem Bambuszaune angebracht war, angekommen waren, ließ der Malaie einen leise pfeifenden Ton, ähnlich dem der großen javanischen Fledermaus, vernehmen und sogleich öffnete sich die Pforte. Ein junger Malaie trat heraus.

„Ist er noch da?" fragte Tjakra-Api hastig.

„Ja, Herr! Im Pavillon," entgegnete jener.

Tjakra-Api ergriff die Schwester bei der Hand und beide folgten dem malaiischen Diener auf einem schmalen Steige durch die Hecken bis zu dem Pavillon. Da dieser von Bambusbrettern gebaut, die Fenster, nach Landessitte, aber unverglast, nur vergittert waren, so konnte man Alles sehen und hören, was in dem Lusthause vorging.

Adilé biß die Zähne heftig zusammen, sie fürchtete sich durch irgend einen Laut zu verrathen, als sie Sternstein neben Frau van der Maar sitzend und seinen Arm um ihren weißen Hals gelegt erblickte.

„Morgen also willst Du ihr sagen, daß Du gesonnen bist, Dich von ihr zu trennen?" fragte die Wittwe mit zärtlichem Tone Sternstein.

„Morgen spreche ich mit ihr," versetzte dieser bestimmt. „Ich bin überzeugt, daß diese Trennung auf leichte Weise vor sich gehen wird, denn sie kann ihre jetzige Lage nur unangenehm finden, wozu ich freilich in letzter Zeit hinlängliche Veranlassung gegeben habe."

„Dennoch bitte ich Dich, ja recht vorsichtig zu sein, diese Malaien sind so rachsüchtig wie hinter=

listig," versetzte Frau van der Maar mit besorgtem Tone.

„So wie ich mit ihr gesprochen habe, entferne ich mich noch an demselben Tage. Ich habe mir eine Sendung von Seiten des Gouvernements nach Sumatra verschafft. Ich schlage ihr vor, sich in meiner Abwesenheit zu ihrem Bruder zu begeben. Niemand kann sich darüber wundern. Wenn ich nach einem Vierteljahre zurückkehre, ist Alles bald vergessen. Ueberdies gestatte ich ihr überall zu verbreiten, die Trennung sei ihr eigener Wille gewesen, und in vier Monaten bist Du für immer die Meine."

Während Sternstein sprach, schien ein Fieberfrost den ganzen Körper Adilé's zu erschüttern. Ihre Hand bebte in der ihres Bruders und ihre Zähne schlugen hörbar aufeinander. Als bei dem letzten Worte des Sprechenden Frau van der Maar ihm einen feurigen Kuß auf die Wange drückte, kehrte sich Adilé um. Sie riß den Bruder mit sich fort. „Laß uns gehen!" sagte sie keuchend, „ich habe genug gehört." —

Tjakra-Api ging mit der Schwester nun wieder seiner Wohnung zu. Der kleine Wagen hielt ange-

spannt vor dem Gartenthore. Beide stiegen hinein und im raschen Galopp jagte der Malaie nach Weltevreden. So wie Adilé in ihrem Zimmer angekommen war, wollte der Bruder mit ihr über die Entschlüsse, die sie zu fassen habe, reden. Adilé unterbrach ihn sogleich.

„Kein Wort, Bruder!" sagte sie, indem sie das Zittern ihrer Stimme gewaltsam zu unterdrücken suchte. „Ich habe ihn grenzenlos geliebt, so lange er mich liebte. Als seine Liebe erloschen war, lebte ich meiner Pflicht. Dieser hat er mich jetzt selbst entbunden und die Tochter Tjakra=Negoro's weiß, was ihr Schwur und die Gesetze der Ehre und Landessitte ihr vorschreiben. Ich bitte Dich, mich jetzt zu verlassen. Wir sehen uns noch vor Tagesanbruch. Bereite Alles zu schneller Flucht." —

So wie Tjakra=Api das Haus verlassen hatte, trat Adilé zu einem Schranke, aus dem sie Zucker und Orangen nahm und eine Art Limonade bereitete.

„Trage dies in das Schlafzimmer," sagte sie zu einem Diener, der durch das Zimmer ging. — „Nein," setzte sie nach einem augenblicklichen Besin=

nen hinzu, „nimm es mit hinaus und thue dann, was ich befehlen werde.“

Schweigend ging sie eine Weile in dem nur düster erleuchteten Gemache auf und ab, endlich ertönte Hufschlag und bald darauf trat Sternstein in's Zimmer.

„Du bist noch auf?“ sagte er verdrüßlich. „Ich meinte Dich schlafend zu finden. Du wirst gestört werden. Ich stehe früh auf, da ich Ordre erhalten habe, mit einem Regierungsschiffe nach Sumatra abzugehen.“

„Dann,“ sagte Adilé ihn starr anblickend, „werde ich noch diese Nacht unsere Sachen zusammenpacken.“

„Unsere? — Du kannst mich nicht begleiten,“ fiel ihr Gatte hastig ihr in's Wort.

„Und doch habe ich Dich nach Celebes begleitet. Ich war bei Dir, als die Lanze des Macassaren eine Spanne von Deinem Haupte funkelte.“

Sternstein war verwirrt, doch bald schien er sich zu sammeln.

„Dies Mal ist's unmöglich,“ sagte er rauh. „Die Art meiner Geschäfte nöthiget mich zu verschiedenen

schnellen Reisen, Du würdest mir hinderlich sein. Du wirst inzwischen zu Deinem Bruder gehen."

„Nicht einen Schritt aus diesem Hause, so lange ich Dein Weib bin," sagte Adilé kalt, doch ihren Gatten scharf fixirend.

„Was? Du widersetzest Dich mir?" rief Sternstein heftig.

„Wo warest Du heute Abend?" fragte Adilé, ohne auf seinen Zorn zu achten.

„Was geht dies Dich an? — Soll ich Dich vielleicht um Erlaubniß fragen, wohin ich gehen darf?" entgegnete er verwirrt.

„Wo warest Du heute Abend?" fragte Adilé zum zweiten Male, doch mit erhöhetem Tone. — „Du warest," fuhr sie fort, als er schwieg, „bei der weißen Wittwe, die Du täglich besuchst."

„Beim Teufel, ja!" schrie Sternstein, sich zur Wuth aufstachelnd. „Ich war dort und werde dort sein so oft es mir beliebt! Das fehlte noch, daß Du mich mit Eifersucht plagen, meine Gänge auskundschaften lassen solltest! Habe ich Dich je gehindert Deinen Bruder zu besuchen, obwohl ich nicht zu ihm ging und überzeugt war, daß er Dich gegen

mich aufhetzt? Gehe jetzt zu ihm, auf so lange Zeit Du willst und solltest Du nicht wieder zurückkehren, so bin ich es gern zufrieden."

Adilé blickte ihren Gatten, je heftiger und aufgeregter er ward, um so kälter an.

„Willst Du mir gestatten, Dich nach Sumatra zu begleiten?" fragte sie mit festem, ruhigem Tone, als er ausgetobt zu haben schien.

„Nein!" erwiederte er, auf's Neue in Zorn ausbrechend. „Du gehst zu Deinem Bruder."

„Willst Du mir mit Deinem Ehrenworte versprechen, jenes Weib, das Du täglich und auch heute noch besucht hast, niemals wieder zu sehen?" fuhr sie mit düsterm Ernste fort.

„Nein, und tausendmal nein!" schrie jener in immer gesteigerter Wuth. „Ich werde thun was mir beliebt und morgen früh sollst Du meine übrigen Entschlüsse erfahren. — Gehe jetzt auf Dein Zimmer! Auch ich will zu Bette gehen."

Mit großer Ruhe zog Adilé an einer Klingelschnur. Der vorige Diener trat ein.

„Myn Herr will zu Bett! Leuchte und bringe

ihm seine Limonade," sagte sie mit größter Ruhe. — Sternstein stürmte aus dem Zimmer.

Als nach einigen Minuten der Diener zurückkehrte, fragte Adilé mit ruhigem Tone:

„Ist der Herr zu Bett? — Hat er die Limonade getrunken?"

So wie der Diener dies bejaht hatte, sagte sie kalt:

„Schließe das Haus und bringe mir den Schlüssel, dann lege Dich schlafen."

So wie der Diener den Schlüssel gebracht und sich entfernt hatte, schloß Adilé die Thüre, die nach Sternsteins Schlafzimmer führte; sie ging dann zu einem Schrank und nahm weibliche Schmucksachen heraus, die sie in ein Packet zusammenpackte. Alles dies geschah mit großer Ruhe, nur schien sie dann und wann einige Zeit aufzuhorchen. So mochte eine Stunde vergangen sein. Jetzt nahm sie den Schlüssel und das Packet, sie verlöschte das Licht und in wenig Minuten verließ sie still und geräuschlos das Haus. — —

Am dritten Tage darauf las man in der Zeitung von Batavia folgende Anzeige:

„Am 24sten d. M. früh fand man den Kapitain Adolph von Sternstein vom —ten Regiment todt in seinem Bette. Die vorgenommene Section ergab, daß er an Gift gestorben. Da die bei ihm lebende Malaiin Adilé, sowie deren Bruder, der Eigenthümer Tjakra=Api, in der vorhergehenden Nacht sich plötzlich entfernt haben, so ist gegen die Genannten der dringende Verdacht, ein Attentat verübt zu haben, vorwaltend."

Mit der Aufforderung, Adilé und ihren Bruder zu verhaften, wo man sie finde, schloß die Proclamation, die von dem Gouvernement ausgefertigt und unterzeichnet war.

Alle Nachforschungen blieben indeß fruchtlos. Einem Gerüchte zufolge hatte sich Adilé und ihr Bruder in die Gebirge, zu irgend einem der dort wohnenden wenig civilisirten Stämme geflüchtet, wo an eine Aufforderung und Auslieferung nicht zu denken war.

Der Helgoländer.

„Ihr dachtet zu fesseln den Ocean,
Ihr meintet im schimpflichen Netz uns zu fahn;
So glaubtet Ihr.
Doch auf der grünenden Insel lebt
Ein Volk dem das Herz im Busen nicht bebt;
So denken wir."

Altes Lied.

Schon in den ältesten Zeiten waren die Augen der Küstenbewohner des deutschen Meeres mit Interesse auf Helgoland, Deutschlands ‚ultima Thule', gerichtet. Der acht Meilen in der See, einsam gelegene, aus tobendem klippenvollem Meere, gegen zweihundert Fuß aufsteigende nackte Felsen, hatte die Phantasie der alten Friesen durch seine großartige Oede dergestalt angeregt, daß sie ihn als geheiligt betrachteten, und den Tempel Fosetens, eines ihrer Hauptgötzen, dorthin verlegten. In spätern Jahrhunderten, als dem alten friesischen Göttersitz nichts mehr als der Name ‚heiliges Land' (Helgoland) und einige Hügel, unter welchen die Gebeine alter Friesenfürsten und Druiden ruhen, geblieben war, erschien die Insel wegen ihrer Lage unweit der Mündungen dreier schiffbaren Ströme von politischer Bedeutung, und da es Deutschland im fünfzehnten Jahrhundert, so

wenig wie im neunzehnten, darauf anzukommen schien, ob der Fremde den Schlüssel seiner Thore sich aneigne oder nicht, so war es nicht zu verwundern, daß Dänemark sich bemühte das Pförtneramt zu übernehmen. Im Jahre 1470 hatte König Christian die Insel dem Domkapitel von Schleswig übertragen, als aber 1544 Holstein und Schleswig getheilt werden sollten, sah Dänemark die Wichtigkeit des Besitzes der Insel zu gut ein, als daß es seine Ansprüche hätte aufgeben sollen. Länger als anderthalb Jahrhunderte ward es zwar noch zu Schleswig gerechnet, eine schleswig'sche Besatzung befand sich in der Burg, bis die Insel am 7ten August des Jahres 1714 von Neuem durch Bombardement von den Dänen erobert ward.

In jener Zeit war das Aeußere Helgolands von dem der Neuzeit ziemlich verschieden. Eine halb kreisförmige Landzunge verband die eine Viertelstunde entfernte Sandinsel mit dem Hauptlande, und beide Eilande umschlossen auf diese Weise einen für Schiffe mittlerer Größe ziemlich sicheren Hafen. Da schon damals das Felsenplateau nur mittelst einer Treppe erstiegen werden konnte, sonst aber von allen Seiten

schroff in die See abfiel, so war die Insel vermöge ihrer gesicherten, leicht zu vertheidigenden Lage nur durch eine größere Kriegsmacht einzunehmen, und selbst zu Anfang des Jahres 1714 hatten die Dänen nur ein Kriegsschiff in der Nähe von Helgoland, welches bestimmt war die Insel zu observiren und, nach Umständen, zu blokiren. Der dänische Kaper „der Falke", unter den Befehlen des Kapitains Jobst Springer, lag deshalb bei ruhiger See meist mitten im Fahrwasser des Eingangs des Hafens, etwa anderthalb Kanonenschüsse von der Südspitze Helgolands vor Anker, und belästigte oder unterbrach auch völlig allen Verkehr mit der Insel. Nicht nur daß jedes einlaufende Schiff gezwungen ward die Danebrogflagge zu begrüßen, ohne daß der stolze Befehlshaber in den meisten Fällen es angemessen fand den Gruß zu erwiedern, befahl ein Kanonenschuß, dessen Kugel oft kaum wenige Klaftern vor dem Vordersteven des Ankömmlings über die Wasserfläche dahin tanzte, diesem beizudrehen, und ruhig abzuwarten bis ein Boot herbeikam, um das Schiff vom Deck bis zum Kiel zu durchsuchen. Manchmal fiel es dem dänischen Befehlshaber auch ein, diese oder jene Forderung an

die Bewohner Helgolands zu machen, und solche mußte um so eher befriedigt werden, als der Däne, so zu sagen, Leben und Tod der Einwohner ganz in seiner Hand hatte. Damals wie heute lebten die Einwohner nur vom Handel und Fischfang. Blokirte der Däne die Insel mit aller Schärfe, ließ er kein Torf= oder Getreideschiff einlaufen, gestattete er keinem Fischerboote in See zu gehen, so waren sie alle verloren. Ihre Ueberlegenheit an Zahl, die schleswig'sche Besatzung in dem Blockhause, die von einem wackern alten Degen, dem Major Bolduvahn, kommandirt wurde, konnte unter solchen Umständen sie nicht im mindesten schützen. So sehr die Inselbewohner auch im Stillen knirschten, wenn sie ihrem Feinde auf Verlangen frisches Wasser zuführen, und sich gefallen lassen mußten, daß er von allem ihnen zugeführten Proviant sich einen Theil des Besten auswähle, ja, wenn kein Fischerboot den Kaper passiren durfte ohne daß Letzterer, wenn er es für gut fand, einen Theil des Fanges zurückbehielt, so mußten sie sich doch geduldig diesen Quälereien unterwerfen. Höchstens brauchten sie das Vorsichtsmittel nie einzeln, sondern stets mehrere Boote in Gemein=

schaft vom Fischfange nach Hause zurückzukehren. Der Däne begnügte sich dann nur eines derselben anzuhalten, und da dies meist das am schlechtesten rudernde, oder ungeschickt segelnde traf, so ward dieses dann nicht nur eines Theiles seines Fanges beraubt, sondern die darin Befindlichen von ihren Kameraden daheim verspottet und ausgelacht. Größere Feindseligkeiten, wodurch das Leben oder das Eigenthum in bedeutendere Gefahr gerathen wäre, waren bis dahin nicht vorgefallen. Die gänzliche Unterbrechung des Handels — mit Ausnahme der Zulassung der mit Lebensmitteln für die Insel ankommenden Schiffe — war die Hauptplage, sonst glich der Zustand im Allgemeinen einem stillschweigend eingegangenen Waffenstillstande. —

Es war an einem heitern sonnenhellen Nachmittage des zuletzt genannten Jahres, als die beiden schönen Töchter des Kommandanten von Helgoland auf einem Spaziergange sich an der südwestlichen Kante des Inselplateaus, etwa hundert Schritt entfernt von einem cirkelrunden Hügel, dem sogenannten „Flaggenberge‟ befanden, und in die See hinabschauten. Die Mädchen waren Zwillinge, sonst aber

im Aeußern und Gemüthsart gänzlich verschieden. Regine war schlank und äußerst lebhaft, von energischem Charakter und galt für stolz, weshalb sie bei den Inselbewohnern wenig beliebt war; Margarethe war kleiner von Gestalt, sanft und still, manchmal fast schwermüthig, und da sie gegen die Einwohner stets freundlich und zuvorkommend war, von diesen wohlgelitten. In Beziehung auf geistige Bildung ragte Regine weit über die Schwester empor. Sie war in Hamburg bei einer Verwandtin erzogen und soweit die Forderungen der damaligen Zeit es bedingten, so gut wie irgend ein Mädchen aus den besten Familien der Hansestadt in allen weiblichen Kenntnissen unterrichtet worden. Seit einem Jahre war sie auf die Insel zurückgekehrt, doch fühlte sie sich hier nichts weniger als glücklich, und hatte auch dieser Empfindungen kein Hehl. Stets sprach sie von den Vergnügungen, den Gesellschaften, der Pracht Hamburgs, von der Bildung der Einwohner, und verglich dann die Einsamkeit, die Oede Helgolands, mit dem geräuschvollen muntern Leben der glänzenden Seestadt. Sie wiederholte oft der Schwester — denn in Gegenwart des Vaters vermied sie solche

Reden, da dieser stets sehr verdrießlich dadurch gestimmt ward, — daß sie sich wie eine auf kahler Klippe angefesselte, auf Tod und Leben Gefangene, betrachte, und mit Sehnsucht den Augenblick herbeiwünsche, um dem alten rothen Felsen auf immer Lebewohl zu sagen. Mit Margarethen war es in diesen Beziehungen ganz anders. Sie hatte die Insel noch nie verlassen. Die geistige Ausbildung, die sie auf ihr erlangen konnte, war mangelhaft. Ein wenig Lesen und Schreiben war Alles was sie gelernt hatte; die Besorgung der Hauswirthschaft — der sie übrigens meisterhaft vorstand — ihr einziges Vergnügen. Da es ihr an Vergleichungen mit andern gesellschaftlichen Zuständen fehlte, so gefiel ihr das ruhige und einförmige Leben auf der Insel ganz wohl, und sie fühlte sich für alle Anstrengungen des Tages hinreichend belohnt, wenn Herr Siemon Siemons, der Stadtschreiber und einzige Gesellschafter des Kommandanten, Abends an dem Tische des Letztern versicherte, daß Niemand auf der Insel so schmackhaften Pudding oder rothen Grütze zu bereiten, noch den Schellfisch und Dorsch so verschiedenartig zuzurichten verstehe wie Margarethe, und daß

solche überhaupt ein Muster einer Hauswirthin, und Vorbild aller ‚Famels' (Mädchen) auf der Insel sei. —

Es wäre nicht möglich zu beschreiben, welchen freudigen Eindruck das mit einem gewissen schalkhaften Blicke begleitete Lob des Stadtschreibers auf Margarethen zu machen pflegte. Dies aber ging folgendermaßen zu. Herr Siemon Siemons war vermöge seines Amtes ein sehr angesehener Mann. In seiner Jugend Kapitain eines Handelsschiffes, hatte er sich ein bedeutendes Vermögen erworben, und nach dem Tode seiner Frau, mit der er eine kinderlose Ehe geführt, nach Helgoland zurückgezogen. Sein einziger Erbe war ein junger Mann, der als sein Verwandter galt, dessen Herkunft indeß dunkel war, und den er als einjährigen Knaben vom Festlande nach der Insel gebracht hatte. Einige behaupteten — und er selbst sagte es stets so — der junge Mensch sei der Sohn eines verstorbenen Schiffskapitains, seines Vetters; Andere meinten indeß, er möge wohl ihm näher angehören, und wenn nicht sein eignes Kind, doch der Sohn einer Schwester sein, die als geistesgestört in seinem Hause lebte,

und in ihrer Jugend einige Zeitlang in Hamburg sich aufgehalten hatte. Der junge Mensch hieß Peter Krohn Rickmers, woraus geschlossen werden konnte, daß sein Vater Krohn Rickmers Peter, sein Großvater aber Rickmers Peter Krohn geheißen haben müsse; eine in Helgoland eigenthümliche Namenfolge, die erst im Jahr 1774 auf obrigkeitlichen Befehl aufgehoben und dagegen besondere Familiennamen eingeführt wurden. Herr Siemon Siemons, in seiner Jugend ein tüchtiger Seemann, hatte den eifrigen Wunsch, daß sein Pflegesohn auch ein solcher werden solle, und wer das kräftige Aeußere des jungen blonden, starken Mannes allein in's Auge gefaßt hätte, würde ihm ohne Weiteres die dazu nöthigen Qualitäten zugesprochen haben; dem ungeachtet fehlten ihm letztere gänzlich. Schon als Knabe war er meist in sich gekehrt, und lag beständig über den Büchern, weshalb der alte Pfarrherr, dessen Liebling er war, beständig in den Stadtschreiber drang, Petern Theologie studiren zu lassen, „da er doch einmal zum Seemann nicht passe."

Letzteres war auch unter der Helgolander Jugend als feststehend angenommen, und Peter wegen seines

linkischen Wesens, seiner Träumerei und Unbeholfenheit, wenn es beim Fischfang oder Segelwerk eines raschen Zugreifens bedurfte, oft ein Gegenstand des Gespöttes der jungen Seeleute. Was indeß schlimmer als Alles war: der Neid über den künftigen Wohlstand des einzigen Erben des reichen Stadtschreibers schrieb die Unbeholfenheit des jungen Schiffers nicht auf die Rechnung des ermangelnden Talents für sein Handwerk, sondern legte ihr vielmehr einen Mangel an Muth zu Grunde, und so kam es denn, daß Mancher, der in allen Beziehungen weit unter dem jungen Manne stand, ihn auf verschiedene Weise aufzuziehen, oder in Verlegenheit zu bringen suchte. Da der Jüngling die Neckereien still ertrug, sie meistens, ohne in Zorn zu gerathen, nur durch ein verächtliches Lächeln erwiederte, so ward man in der Meinung, daß es ihm durchaus an Muth gebreche, um so mehr bestärkt, und viele Leute, besonders die jungen Lootsen, behandelten ihn, trotz seines reichen und angesehenen Pflegevaters, etwas geringschätzig.

Selbst von Seiten des Kommandanten, so sehr auch dieser der Freund seines Vaters war, war dies

der Fall. Der alte Major schätzte nichts so hoch als kriegerischen Muth, und darum kam ihm der junge Mann, dem es, wie man allgemein sagte, an solchem gebrechen sollte, nicht sehr ehrenhaft vor.

„Der Peter ist ein altes Weib, eine Memme!“ rief er oft, wenn er, um den jungen Menschen in Harnisch zu bringen, ihn vexirt hatte, und nun mit den Mädchen allein war. „Ist er denn ein einziges Mal grob geworden, wenn ich sage, daß er keine Kourage besitzt? Alle Wetter, und ich suchte ihn doch blos zu reizen, damit ich eine bessere Meinung von ihm bekäme!“ — Regine lachte meist laut auf, wenn der Vater auf diese Weise sprach, aber Margarethen schnitt es durch die Seele. Peter war von Jugend auf ihr einziger Gespiele gewesen, sie hatten sich befreundet als Kinder, und — liebten sich, als sie nun erwachsen waren. Sie allein kannte den jungen Mann durchaus, keiner seiner Gedanken, seiner Empfindungen waren ihr fremd, sie allein wußte, daß man ihm Unrecht thue.

Eine unüberwindliche Schüchternheit, ein natürlicher Mangel an Selbstvertrauen, zwei Eigenschaf-

ten, die er nicht los werden konnte, dies war es, was ihm überall im Wege stand, und weshalb er allgemein falsch beurtheilt wurde. Daß Letzteres auch von Seiten ihres Vaters statt fand, schmerzte Margarethen am meisten, da sie es, wie sie diesen kannte, als ein unübersteigliches Hinderniß einer Verbindung zwischen ihr und dem Geliebten zu betrachten hatte.

„Margrito," (helgol. für Margarethe) hatte der Vater einst gesagt, „der Stadtschreiber ließ mir heute merken, daß er aus Dir und dem Peter ein Paar zu machen wünscht, aber setze Dir nichts in den Kopf; aus der Sache wird nichts. Der Junge wird zwar einst viel Geld haben, er ist auch nicht ganz unter Deinem Stande, denn sein Vater war Schiffskapitain, und ich habe einst mit dem gemeinen Soldaten angefangen, obwohl ich es zum Major gebracht; in dieser Art wäre also nichts gegen die Heirath einzuwenden; aber der Peter ist ein Träumer, ein Bücherhocker, ein Kerl, der keine Kourage hat, und deshalb nicht geachtet ist. Mein Schwiegersohn muß sich sehen lassen, ich muß ihn zeigen können, überall und ohne mich schämen zu

müssen. Dies würde ich aber; darum geht's nicht, und damit — basta!"

Hatte der alte Herr aber einmal bei irgend einer Sache das entscheidende: ‚Basta!' gesprochen, so war — dies wußte Margarethe aus Erfahrung — jede weitere Verhandlung vollkommen unnütz, und durch eine solche wäre nur seine Galle auf viele Tage aufgeregt worden; sie begnügte sich deshalb, ihre Hoffnungen der Zukunft anheim zu geben, und von dieser das Beste zu erwarten. — — —

In derselben Zeit, wo die Mädchen auf ihrem Spaziergange sich am südwestlichen Felsenrande befanden, und in die hier über hundertfünfzig Fuß betragende Tiefe hinabblickten, kam ‚der Falke' unter wenigen leichten Segeln, und kaum in der Entfernung zweier Flintenschüsse von der Insel, hinter einer etwas vorspringenden Klippe herumgesteuert. Wie es schien, hatte er auf der Höhe des Eilands in Nordwesten gekreuzt, und wollte jetzt seine gewöhnliche Station im Fahrwasser einnehmen, da ein paar heimkehrende Fischerboote sich der Insel näherten.

Das Kriegsschiff hatte etwas ungemein Zierli=

ches. Die schlanken Spieren, die breiten Raaen, die vollkommene Schichtung des Tauwerks, unterschieden es vortheilhaft von einem schwedischen Schoner und einer plumpen, oldenburgischen Kuff, die schon ein paar Monate im Hafen vor Anker lagen und durch die Anwesenheit des Dänen sich an der Heimfahrt behindert sahen. Der Kriegskutter zog so nahe an der Insel vorüber, der Tag war so hell, daß man auf's genaueste sehen konnte, was auf dem Verdecke vorging. Auf dem Hinterdeck stand ein, der Haltung nach, junger, wohlgewachsener Mann. Wie es schien, war es der Befehlshaber, denn auf seinen Wink stieg eine bunte Signalflagge am Maste empor. Als der Kutter langsam und stolz, wie der schiffende Schwan, vorüberzog, nahm der Fremde den Hut von dem dunkellockigen Haupte, und grüßte, indem er nach der Höhe blickte. Sogleich ließ Regine ihr weißes Tuch im Winde flattern.

„Wie?" sagte Margarethe ein wenig ärgerlich. „Du erwiederst den Gruß des Unverschämten, des Feindes? — Das Herz kehrt sich mir um, wenn ich die rothe Flagge mit dem weißen Kreuze erblicke, und Du dankst ihm noch, wenn er uns verspottet."

„Verspottet?“ entgegnete Regine lachend. „Der Gruß ist ganz ernstlich gemeint. — Das heißt,“ setzte sie schnell hinzu, „ich glaube, daß, wenn ein hübscher Mann ein paar junge Mädchen grüßt, kein Grund zu der Meinung ist, daß er habe damit einen Spott treiben wollen.“

„Und wie weißt Du, daß jener Mann hübsch ist?“ fragte die Schwester befremdet. „Du hast ihn ja nie gesehen.“

„Ich denke mir's!“ erwiederte Regine leicht. „Daß er gut gewachsen ist, sieht man selbst von hier aus. — Aber sieh! Jetzt setzt er mehr Segel bei. Hui, das ist doch eine andere Sache mit so einem Kriegsschiffe, als mit unsern erbärmlichen Sniggen und Schonern! Sieht er jetzt nicht aus als wie der erzürnte Schwan, wenn er die Federn sträubt und seine Flügel hebt? — Aber ich vergesse, daß Du auf unserm erbärmlichen Felsen noch keinen Schwan gesehen hast. Der auf dem Kupferstich, in des Vaters Schlafstube, sieht wie eine gemästete Martinsgans aus. Die ich in Hamburg sah, waren ganz andere Thiere. — Sieh nur, wie er so stolz dahin steuert! — Jetzt ein Kanonenschuß! —

Aha, er gebietet den Fischerböten beizulegen. Er will sich ein paar Gerichte Schellfisch ausbitten."

„Und das sagst Du in einem Tone, als ob es Dir Freude machte, wenn der fremde Dränger unsere braven Leute plündert?" rief Margarethe erzürnt.

„Herr Gott, was ist's denn weiter?" entgegnete Regine. „Ein paar Dutzend Schellfische; mehr nimmt er ihnen gewiß nicht. — Aber die Böte fliehen! — Er jagt sie!" —

„Jetzt wieder ein Schuß!" rief Margarethe erschrocken. „Der Schändliche kann ein Boot in den Grund bohren. Und Peter — Peter ist auch in den Böten."

„Hab' keine Angst, er will sie blos schrecken! Das heißt, ich glaube, daß er es nicht ernstlich meint, weil ja bisher noch Niemand zu Schaden gekommen ist. — Aber siehe einmal die Wettfahrt! — Die Böte fliehen mit vollen Segeln. Drei werden glücklich hereinkommen, aber das vierte — das vierte ereilt er. Es wird ungeschickt gesteuert. Ich wette, Peter sitzt am Ruder!"

„Und das kannst Du so mit kaltem Blute sagen?" rief die Schwester empört.

„Es geht ihm ja nicht an Hals und Kragen! — Es geschieht ihm nichts, als daß man ihm ein paar Schellfische abnimmt, und wir wollen ihn tüchtig damit necken;" sprach Jene leicht. — „Aber richtig! Das Boot liegt bei! — Sie reichen einen Korb mit Fischen hinauf. — Jetzt setzt es seinen Weg wieder fort. — Siehst Du, ich sagte gleich, daß es weiter nichts wäre."

„Ach," erwiederte Gretchen seufzend, „es ist nicht um die Fische, aber wenn Peter das Boot gesteuert hat, so wird wieder des Gespöttes und Neckens kein Ende sein."

„Ich weiß gar nicht, wie Du so mit ganzer Seele an dem Menschen hängen kannst," sagte Regine; doch fortwährend nach dem Dänen, der sich jetzt auf der gewöhnlichen Stelle vor Anker legte, hinblickend. „Er ist hübsch; mag sein, aber es giebt noch hübschere, junge Männer. Er hat Geld; ganz gut, aber auf dieser öden Klippe ist's am Ende einerlei, ob man welches hat oder nicht. Ein Tag ist ja doch wie der andere. Das Jahr zählt dreihundertfünfundsechzig langweilige, graue Tage, und das Leben des reichen Stadtschreibers unterscheidet

sich von dem des ärmsten Fischers blos dadurch, daß Jener ein Glas Wein trinkt, und mit dem Vater eine Parthie Piquet macht, während Dieser im ‚rothen Wasser' bei einem Gläschen Schnaps Schafkopf spielt. — Und dann hat der Vater wirklich nicht Unrecht, daß er nichts vom Peter wissen will. Ein Mann, der keinen Muth hat, ist gar kein Mann. Ich glaube, ich selber hätte mehr Kourage wie er. Nein, der Mann der mir gefallen soll, muß sich mit dem tobenden Meere herumzubalgen wissen, und obendrein nicht etwa um Fische zu fangen, er muß einen Dreimaster um die Welt führen, oder ein Kriegsschiff befehligen können. Sieh' einmal das kleine Ding dort an!" — Sie zeigte auf den Dänen. — „Es hält ein paar Tausend Menschen auf dieser Klippe in Respect, und steigt ein bunter Lappen am Mast empor, so sind aller Augen auf ihn gerichtet, knallen aber ein paar Kanonenschüsse an seinem Bord, so fahren sie wie ein Haufen Mäuse auseinander."

Es hatte Margarethen oft schmerzlich berührt, wenn die Schwester geringschätzig von Peter sprach, aber noch niemals so sehr wie heute. So sanft sie

sonst auch war, so wollte sie ihr dennoch eben etwas Unfreundliches entgegnen, als Regine sie plötzlich am Arme faßte.

„Sieh einmal die alte Ulla!“ kicherte sie leise, indem sie mit den Augen nach dem nahen Hügel — dem Flaggenberg — deutete. „Die hat heute wieder ihren lustigen Tag! Sie sieht, wie sie manchmal wohl stundenlang thut, fortwährend auf die See hinaus, spricht mit sich selbst, und gestikulirt mit den Händen dazu.“ —

„Die Aermste!“ sagte Margarethe mitleidig. „Ich habe sie oft hier stehen und nach Süden blicken sehen. Gott weiß, was sie dort einst erlebt hat! Die alten Leute sagen, sie sei sonst das schönste Mädchen auf der Insel gewesen, aber nach einem Aufenthalt von ein paar Jahren geistesgestört vom Festland heimgekehrt. Ihr Bräutigam, sagen sie, wäre mit seinem Schiffe auf der See untergegangen, aber sie wolle es nicht glauben, und erwarte immer noch seine Ankunft; deshalb stünde sie bei Tag= und Nachtzeit stundenlang auf dem Hügel, oder irre um die Kante der Insel herum.“

„Ja,“ sprach Regine lachend, „und sie sagen, sie

unterhielte sich mit den alten Wahrsagern und Götzen-priestern, die unter den Hügeln begraben liegen, und beschwöre sie ihr zu sagen wenn ihr Geliebter kommen werde. — Komm Margrito," setzte sie hinzu, „wir wollen sie anreden, und das wird mir Spaß machen."

„Nein, nein! Sie hat es nicht gern;" entgegnete Margarethe sich sträubend, aber die Schwester zog sie mit sich fort.

Es war ein eigenthümlicher Anblick, der sich darbot. Auf dem abgeplatteten, etwa zehn Fuß sich erhebenden Hügel, stand eine Frau von etwa sechzig Jahren. Sie war mit einem rothwollenen Rocke mit schwefelgelbem Besatz — dem helgoländer Peik — und einer dunkelblauen Jacke bekleidet. Unter der weißen enganliegenden Haube, mit emporstehender gesteifter Kante, stahlen sich einzelne lange graue Locken empor, mit denen der Wind sein Spiel trieb. Das Gesicht der Alten war regelmäßig, und verrieth selbst noch Spuren früherer Schönheit, doch trug es den Ausdruck von Düsterheit und Strenge. Das Auge irrte unstet in der Ferne. Als die Mädchen zu ihr traten, blickte sie solche wohl auf einen Au-

genblick an, doch sah sie sogleich wieder in die Weite.

„Guten Tag, Ulla!“ hob Margarethe an.

Die Alte nickte, doch ohne ein Wort zu sagen.

„Ihr erwartet wohl Jemand,“ sprach Regine, „weil Ihr so auf die See hinaus blickt?“

„Wohl erwarte ich Jemand! Ich warte schon lange. Ich glaube es mögen wohl Wochen, vielleicht auch Jahre sein, aber er kommt immer noch nicht;“ erwiederte Jene mit einem Seufzer, der aus der Tiefe der Seele zu kommen schien.

„Dieses Warten mag wohl recht schmerzlich sein;“ sprach Margarethe mitleidig.

„Ja, Kind! schmerzlich, sehr schmerzlich;“ versetzte die Alte.

Sie fuhr sich wie unwillkührlich mit der Hand nach dem Herzen, als ob sie darinnen einen körperlichen Schmerz empfände.

„Wißt Ihr denn nicht, wenn Der, den ihr erwartet, kommen wird?“ fragte Regine lächelnd.

Die Alte sah das Mädchen finster an, dann schüttelte sie verneinend mit dem Haupte.

„Weiß es denn sonst Niemand?“ fragte Jene weiter, ohne sich irren zu lassen.

„O ja!“ erwiederte die Alte, und ihr düsterer Blick schien sich noch mehr zu umfloren. „Einer weiß es, aber er sagt's nicht! — Oft habe ich ihn gefragt zur Mitternachtszeit, und bei anbrechendem Tage, er sprach nicht; auf meinen Knieen habe ich ihn gebeten, aber sein Mund blieb stumm.“

„Und wer ist das, wenn ich fragen darf?“ sagte Regine spöttisch lächelnd.

„Der, auf dessen Grabhügel wir stehen;“ entgegnete ernst die Alte, das Mädchen starr anblickend.

Regine lachte laut auf.

„Ja,“ sagte sie nach einer Weile, und obwohl ihr die Schwester zuwinkte, ihr Lachen immer noch nicht mäßigend, „wenn Ihr bei solchen Leuten Eure Erkundigungen einzieht, da werdet Ihr lange auf Antwort warten müssen.“

„Meinst Du? — Thörigte, meinst Du?“ sagte die Alte sichtlich erzürnt. „Und doch weiß der stumme Mund zu sprechen, wenn er auch nicht Antwort giebt auf Fragen, die mein Leid betreffen. — Du zweifelst? — Du lachst, thörigtes Mädchen? —

Soll ich Dir sagen, was er mir vertraute? Willst Du von mir hören, warum jenes Kriegsschiff vor wenigen Minuten die kleine Flagge am Fockmast aufzog? Weshalb Du das Schnupftuch schwenktest? Was Du vor hast um Mitternacht?" —

Es war als ob ein Blitzstrahl bei den letzten Worten das Mädchen durchzuckte, sie bemühte sich ruhig zu scheinen, zu lächeln, aber ihre Züge drückten Schrecken aus. Margarethe wollte die Alte begütigen, aber diese warf einen zornigen Blick auf Regine, kehrte sich plötzlich um und eilte den Hügel hinab. Die Mädchen sahen sie einen Pfad einschlagen, der queer über das Feld nach dem nordöstlichen Felsenrand hinführte, und dort in der Tiefe, die von einem der trockenen Teiche — der sogenannten ‚Sapskuhlen' — gebildet wird, hinter dem Damme verschwinden. — —

Die eben genannten Wasserbehälter stehen unstreitig mit der ältesten Kulturgeschichte Helgolands in inniger Beziehung, und sind deshalb für Den, welchen diese interessirt, nicht ohne Bedeutung. Es sind zwei rechtwinklige, von Menschenhand gegrabene, nicht sehr tiefe Bassins, die in gegenwärtiger Zeit

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

meist trocken liegen, früher aber gewiß mehr gefüllt waren, da das Regenwasser von dem ganzen Inselplateau, das hierher seinen Fall hat, hineingeleitet werden konnte. Unstreitig dienten sie in den ältesten Zeiten zu Bädern oder Waschungen, die durch den Dienst der alten Friesengottheiten vorgeschrieben waren. Wirklich existiren in solchen Beziehungen noch dunkle Ueberlieferungen. So soll der alte Friesenfürst Radbod in dem ersten derselben getauft worden sein. In diesem saß auf einem Granitblock — der schon als solcher merkwürdig ist, da bei der Thonschieferformation Helgolands sonst weit und breit kein Granit vorkommt, — die alte Ulla in leisem Selbstgespräch. Nach einiger Zeit näherte sich ihr, auf einem Fußwege daher schreitend, ein hochgewachsener, blonder, junger Mann. Seine offenen, nicht unedlen Züge, drückten Traurigkeit aus.

„Ich suchte Euch, Base Ulla," sagte er freundlich, indem er die Hand sanft auf die Schulter der Alten legte. „Der Vater meinte, Ihr hättet den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen, ich sah Euch, von der See aus, stundenlang auf der Höhe des Flaggenberges stehen, und ich komme deshalb um Euch zu

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

fragen, ob Ihr nicht mit mir heim gehen und etwas genießen wollet?"

Die Alte schien bei der Rede des jungen Menschen wie aus einem tiefen Traume zu erwachen, ihr Auge ward klarer, der Blick hatte nicht mehr jene starre Wildheit, sie sah mit Freundlichkeit auf den jungen Mann.

„Du warest auf der See? — Wie ist es Dir ergangen, mein Sohn;" sagte sie freundlich und mit der Mattigkeit im Tone, den man an Menschen bemerkt, die aus einem längern, traumvollen Schlafe erwachen. Man konnte nichts von der Schärfe, von der Hast, mit der sie früher mit den Mädchen gesprochen, in ihm bemerken.

„Schlecht wie immer, Base;" sprach seufzend der junge Mensch. „Ich passe einmal nicht zum Seemann. Hätte mich der Vetter zu dem reichen Handelsherrn nach Bremen, mit dem er befreundet ist, in die Lehre gegeben, das wäre gewiß besser gewesen. Das wäre eine Lust für mich gewesen alle die Länder, von denen in den Büchern geschrieben steht, zu sehen, Menschen kennen zu lernen, und die gemachten Erfahrungen daheim in Handel und Wan=

del anzuwenden. Ich habe einmal keine Lust, und — sie sagen es wenigstens Alle — kein Geschick zum Fischfang. Dazu ist's, als ob mich das Unglück dabei verfolgte. Wie war es heute! Meine Leinen waren in bester Ordnung, der Köder so frisch, wie er nur sein konnte, dennoch hatte ich nicht die Hälfte so viel gefangen wie die Andern. Aber auch von diesem Fange ist mir nur wenig geblieben. Das Steuer war schadhaft geworden, ich hatte, um es in Ordnung zu bringen, ein wenig zurückbleiben müssen, der Däne hielt mich an, um sich mit Fischen zu versehen, während die Uebrigen den Umstand benutzten und davon segelten."

„Nun, was ist da für ein Unglück dabei, Peter?" sprach die Alte. „Ich denke, auf unserm Tische wird deshalb kein Mangel sein."

„Ach was mache ich mir aus den Fischen! Ich wollte sie blieben alle auf dem Meeresgrunde, und ich läge unter ihnen!" rief mißmuthig der junge Mann. „Der Spott, Base, der Spott der mich wegen meines Unglücks — meinetwegen auch wegen meines Ungeschicks — trifft, der ist's welcher mir die Fischerei vollends vergällt. War das heute wieder

ein Zischeln, ein Lächeln, als ich aus dem Boote stieg! Sie meinten — oder die, welche mich nicht leiden können, stellten sich wenigstens so — ich hätte nur aus Furcht vor den Kanonen des Dänen nicht zu ihnen gehalten, als sie davon segelten, und mir deshalb lieber freiwillig die Fische nehmen lassen. — Möchte der Verlust meinetwegen noch sein!" fuhr der junge Mensch immer heftiger fort. „Es soll mir aber noch einmal Jemand unter diesen Burschen Mangel an Muth in's Angesicht vorwerfen, und er soll meine Faust in dem seinigen fühlen! Ich passe nicht zum Seemann, das weiß ich, ich bin schüchtern, linkisch, ungeschickt; Alles dies ist wahr, aber ich habe heute fest beschlossen, nicht die geringste Anspielung, die mich zu kränken bestimmt ist, mehr zu dulden, und auf irgend eine Weise eine Gelegenheit aufzusuchen, wo ich ihnen Allen beweisen kann, daß ich so viel Muth besitze, wie irgend Einer unter ihnen. Ich sagte ihnen dies auch gerade heraus, und wäre der Major nicht dazu gekommen, so glaube ich, hätte es eine Schlägerei gegeben."

„Und was sagte der Major?" fragte Jene.

„Ach Base, das was er sagte, ergriff mich mehr, es schnitt mir tiefer in's Herz, als das Gespött der Andern;" versetzte Peter seufzend. ‚Laßt ihn doch! Er ist nun einmal so!' sagte er, und dieses: ‚so' ging mir durch Mark und Bein, es klang wie ein Todesurtheil. — Und es ist auch ein solches, Base!" rief der Jüngling mit Heftigkeit; seine Lippen zitterten und zwei große Thränen rollten über seine Wangen. „Ohne Margarethe kann ich nicht leben, jenes kleine Wörtchen spricht aber hinlänglich aus, daß sie ihr Vater mir nie zum Weibe geben wird. Und er hat Recht, der Mann. Er hat Recht. Wie kann ich verlangen, daß er die Gute, Edle, Schöne, einem Menschen geben soll, den er verachtet? Das aber soll und muß anders werden. Ich trage es nicht länger, ihm ein Gegenstand des Mitleids, und den Andern einer des Spottes zu sein. Darum bin ich entschlossen, in ein paar Tagen die Insel zu verlassen, und, Ihr Base, sollt den Vetter darauf vorbereiten."

„Peter, was fällt Dir ein?" rief die Alte erschrocken. „Du darfst nicht von uns. Wo wolltest Du auch hin? Was gedächtest Du anzufangen?"

„Wohin? Nach Hamburg, Bremen, England. — Was ich anzufangen gedenke? Was es immer sein mag! Etwas, womit ich den Leuten beweisen kann, daß ich nicht der Feigling bin, für den sie mich halten. Ich gedenke Soldat zu werden.“

„Nimmermehr!“ rief die Base. „Würde Dir der Major etwa seine Tochter geben, wenn er vernähme, daß Du irgendwo gemeiner Soldat geworden? Und Margarethe; soll diese etwa auch ihr Leben in Angst und Kummer um Dich vertrauren, und von Tage zu Tage“ — die Alte seufzte tief — „mit Schmerzen Deiner Rückkehr harren? Nein, hier ist der Ort, wo Du zeigen mußt, daß man Dir Unrecht gethan, daß Du kein Feigling bist. Hier mußt Du etwas thun, das Dich bei den Leuten in Achtung setzt, das sie zwingt, anders von Dir zu denken, und — dazu will ich Dir verhelfen.“

„Ihr, Base?“ sagte der junge Mann ungläubig lächelnd.

Er wußte wohl, daß, wenn der Nebel, der ihre Seelenaugen verdunkelte, sich auf einige Zeit zertheilte, Ulla Beweise eines natürlichen scharfen Verstandes gegeben hatte, aber ihm war auch nicht un=

bekannt, daß dies selten länger anhielt, als wenige Momente, und bald darauf Verstand und zerrüttete Phantasie wieder so in einander spielten, daß man nicht wissen konnte, was dem erstern oder der letztern angehöre.

„Ihr Base," wiederholte er, als Ulla, wie es schien, sich gewaltsam zu tiefem Nachdenken anstrengte, „Ihr wollt mir eine That nennen, durch die ich die Achtung der Leute gewinnen, und mich auf irgend eine Weise auszeichnen kann?"

„Gewiß;" sagte sie mit festem Tone. „Beides wird der Fall und, wenn Du die Sache mit Vorsicht, Klugheit und Muth durchführst, Du so geehrt als früher verspottet sein."

„Muth, Base?" rief heftig der Jüngling. „Ich will den Schimpf, der auf mir lastet, abwaschen, oder nicht leben! — Vorsicht aber und Klugheit —"

„Thue blindlings, was ich Dir sage, und es kann nicht fehlen;" unterbrach ihn Ulla.

„Wohlan, so laßt hören;" versetzte Peter zweifelhaft.

„Du nimmst," sprach die Alte, „heute Abend zwei wohlgeladene Pistolen. Eine Viertelstunde nach

Mitternacht, gehst Du nach der Südspitze der Insel unten am Seestrande. Du schleichst Dich so leise als möglich am Felsen fort, bis Du in die Nähe von „Young-Gatt“ („dunkle Höhle“ helgol.) kommst. Zehn Schritte vorher ragt, wie Du weißt, ein Felsen aus der See. Dort wirst Du ein kleines Boot am Strande finden. Es kommt nun Alles darauf an, dieses leise und unhörbar in die See zu schieben, und den Wellen zu übergeben. Das geringste Geräusch würde Alles verderben, und Dich vielleicht in große Gefahr bringen. So wie Du das Boot vom Ufer forttreiben siehst, verbirgst Du Dich hinter der Klippe, an welcher das Boot gelegen hatte, und richtest Dein Auge auf „Young-Gatt“. In etwa einer Stunde wirst Du zwei Personen, einen Mann und ein Weib, aus der Höhle treten sehen. Der Erstere wird Jene etwa hundert Schritte oder weiter begleiten, dann aber allein zurückkehren, um sich nach dem Boote, das er hinter dem Felsen verborgen wähnt, zu begeben. Dies ist der Moment zu handeln. So wie er neben Dir ist, packst Du ihn mit der einen Hand an die Kehle, und setzest ihm, mit dem Rufe sich zu ergeben, mit

der andern die Pistole auf die Brust. Will er sich loszumachen streben, so drücke los. Der Mann ist der Kapitain des dänischen Kriegsschiffs. Nichts wird leichter sein, als sich todt oder lebend seiner zu bemächtigen."

„Ha, was sagt Ihr da?" rief Peter überrascht. „Bei Gott! Wenn dies der Fall ist, so soll der Däne in meiner Hand sein, oder ich will nicht leben! — Aber — entschuldigt Base," setzte er kopfschüttelnd und mit Zweifel im Tone hinzu; „woher wißt Ihr denn, daß sich Alles verhält, wie Ihr sagt?"

„Ich könnte Dir wohl sagen," sprach sie, indem sie mit irrendem Blicke rings umher sah, gleichsam, als ob sie behorcht zu werden fürchtete, „ich könnte Dir sagen, wer es mir vertraute, ehe ich mich selbst davon überzeugte, aber es müßte nicht in diesem Raume geschehen. Da Du mir es aber nicht glauben würdest, so sage ich Dir, daß ich in den beiden vergangenen Nächten mit eigenen Augen gesehen habe, daß der dänische Kapitain in ‚Young-Gatt' mit einem Frauenzimmer eine Unterredung hatte."

„Und das Frauenzimmer, habt Ihr es gekannt?" fragte der junge Mann neugierig.

„Allerdings;" erwiederte Ulla. — „Ich könnte sie Dir nennen;" setzte sie nach einem Momente Nachdenkens hinzu. „Sie verdient es nicht um mich, daß ich sie schone, dennoch will ich es nicht thun, und darum ist es auch gut, daß Du sie erst fortgehen lässest, ehe Du den Dänen gefangen nimmst, oder ihn tödtest."

„Gut! Gut! Ich folge Eurem Rathe, der mir das Leben wieder giebt;" rief jubelnd der junge Mann, der sich nun überzeugt hielt, daß Ulla bei ihrem öftern, nächtlichen Wandeln, dem man kein Hinderniß in den Weg legte, recht gesehen haben könne.

„Solltest Du," sagte Ulla besorgt, „Dir vielleicht nicht getrauen, allein den Dänen zu bewältigen, so nimm noch einen jungen Mann —"

„Nimmermehr!" rief Peter heftig. „Ich allein will ihn bestehen, und wenn er ein Riese wäre."

„Hast Du nur erst mit Vorsicht das Boot in See geschoben und ist dies fortgetrieben," sagte Ulla, „so ist der Fremde in Deiner Hand, denn er wird dann den Muth verlieren, indem Brandung und

Klippen ihn selbst am Schwimmen verhindern würden, wenn er, was ohnehin auf solche Entfernung nicht möglich ist, dadurch sein Schiff zu erreichen, trachten sollte. Ueberdies ist die Lootsenwache nicht so weit entfernt, daß man in stiller Nacht nicht Deine Stimme vernehmen sollte, wenn Hülfe nöthig wäre."

„Sie ist nicht nöthig!" rief Peter keck. „Kommt der Däne, so ist er mein Gefangener."

„Wohlan, so sei es!" sagte Ulla. „Aber," setzte sie unruhig werdend hinzu, „gehe jetzt, mein Sohn, denn die Sonne ist hinunter, und da ist es nicht gut, wenn Jemand außer mir dort auf dem Hügel, oder hier in dem gefeiten Bade weilt. Die, welche hier walten, sehen es ungern, wenn ein Fremder hier ist, wenn ihre Zeit gekommen." —

Der Jüngling wußte aus Erfahrung, daß der zerstörte Geisteszustand seiner Verwandtin sich Abends, wenn die Schatten sich verlängerten, am meisten kundgab, und daß man dann am Besten that, sie sich selbst, und dem Verkehr mit der unsichtbaren Gesellschaft, von der sie sich umgeben glaubte, zu überlassen. Eilig begab er sich dann auf den Rück-

weg, um ein paar Pistolen, die er in dem Besitz des Vaters wußte, in Stand zu setzen, und Alles auf die nächtliche Expedition, die er vor sich hatte, vorzubereiten. — —

Es war eine Viertelstunde nach Mitternacht, als sich Peter, eine Pistole in der Hand, eine andere unter dem Arm, dicht am Felsen hinter den Packhäusern der Bremer und Hamburger, die einzigen Gebäude, die in jener Zeit auf dem Vorlande der Insel errichtet waren, nach der Südspitze schlich, und von dort nach der Höhle, welche den Namen „Young Gatt" trägt, wendete. Letztere ist eine ziemlich weite Wölbung, welche die südwestlichen Sturmfluthen ausgewaschen haben, und die man zur Zeit der Ebbe, welche einen Gang rings um die Insel gestattet, trockenen Fußes erreichen kann. Die Nacht war sternhell, der Mond stand indeß nicht am Himmel. Die See war spiegelglatt. Das Rauschen der Wellen, dieser in gleichförmigen Intervallen wiedertönende Pulsschlag des Meeres, schallte laut durch die stille Nacht. Weithin auf der See schimmerte ein Lichtlein am Bord des dänischen Kapers. Vorsichtig, um kein Geräusch zu veranlassen, trat der Jüng-

ling dicht an der sich hoch in die Lüfte wie eine Mauer erhebende Felsenwand, von Stein zu Stein, und hielt dann und wann einmal in seinem Wandeln inne, um zu horchen, ob irgend etwas auf die bereits erfolgte Ankunft seines Gegners deute. Er hörte nichts als den einförmigen Wellenschlag, oder das Geräusch eines von der Felswand sich losmachenden und herabfallenden Thonschieferbröckchens. Jetzt war er etwa noch hundert Schritte von dem Eingang der Höhle. Ungefähr zehn bis zwölf Schritt von dieser ragte ein, seit jener Zeit von den Wogen längst zertrümmerter Felsenkegel, von der Höhe eines mäßigen Hauses, in die Luft. Wie Peter genau bekannt war, reichte das Wasser zur Zeit der Ebbe gerade bis an seinen Fuß, und bildete hier für ein kleines Boot einen bequemen und verborgenen Landungsplatz. Weder von der Höhe der Insel, noch selbst wenn man den Fuß derselben umging, konnte ein solches bemerkt werden, wenn man nicht von dessen Anwesenheit unterrichtet war. Obwohl die Entfernung von der Höhle fast noch hundert Schritt betrug, so wendete sich der Jüngling doch jetzt von der Inselwand nach der Wasserlinie; er wußte, daß

er auf solche Weise von dem vorliegenden, mit ihm und dem Höhleneingang nun in gerader Linie befindlichen Felsenkegel, gedeckt würde, und wenn er jedes Geräusch vermiede, sich jenem Punkte unbesorgt nähern könne. Leise schlich er sich näher und näher. Das Herz klopfte ihm voll Erwartung, ob er in einer, etwa drei Ellen breiten Spalte, jenem vorher erwähnten, verborgenen Landungsplatze, das Boot vorfinden würde. Jetzt blickte er um die hervorspringende Ecke. Siehe da! Das Boot war vorhanden. —

„Ich habe ihn! Er ist mein!" sagte der Jüngling, vor Kampflust und Erwartung zitternd, zu sich selbst. Schnell legte er die Pistolen auf einen Felsenblock, um das Boot in's Wasser zu schieben, und, wie Ulla ihm geboten hatte, es den Wellen zu übergeben. Hier trat aber ein übler Umstand ein. Es war gerade die Zeit der alle vierzehn Tage eintretenden Tiefebbe, und das Boot saß auf dem Grunde fest. Bei den Körperkräften Peters war es nicht eben unmöglich, es in das tiefere Wasser zu schieben; aber, so fragte er sich: würde es auch ohne Geräusch geschehen können, da der Grund voller

Rollsteine und Felsenbrocken war? In einer Viertelstunde begann zwar das Wasser zu steigen, in einer halben Stunde war das Boot flott, aber konnte bis dahin der Fremde nicht bereits erscheinen? Konnte er nicht schon vor längerer Zeit, vielleich früher wie sonst, in der Höhle angekommen sein? Mehrere Minuten berathschlagte Peter mit sich selbst, endlich beschloß er zu versuchen, das Fahrzeug flott zu machen, und dies mit aller Vorsicht zu bewirken. Es ging schwerer als er gemeint. Das Boot saß wie angepflöckt auf dem Grunde. Ungeduldig geworden, hielt er es für nothwendig, größere Gewalt anzuwenden. Er strengte alle Kräfte an, das Boot wich der Anstrengung, aber ein lautes Krachen ertönte, als es über die Kiesel streifte. Peter erschrack. Er horchte länger als eine Minute, er griff nach den Pistolen, Alles blieb todtenstill.

„Es ist geglückt!" sagte er zu sich, als etwa zwei Minuten vergangen waren. „Nun bedarf es noch einer mit Vorsicht unternommenen Anstrengung, und das Boot ist flott."

Er bückte sich tief, er stemmte sich mit aller Anstrengung an den Bord des Fahrzeugs, um es in's

Wasser zu schieben, als er plötzlich einen solchen Faustschlag in's Genick empfing, daß er ohnmächtig zu Boden stürzte. — —

So wie er nach einiger Zeit zu sich kam, fand er sich auf der Erde ausgestreckt, die Hände auf den Rücken mit einem Stricke zusammengebunden, dessen Ende ihm um die Füße geschlungen war. Ein Schnupftuch, das ihm um den Mund gebunden war, verhinderte ihn einen Laut von sich zu geben. Als er die Augen aufschlug, sah er einen dunkelgelockten, jungen Mann über sich gebeugt, der ihn mit grimmigen Blicken betrachtete.

„Elender Bube," zischelte der Fremde, indem er ihm ein Pistol vor die Stirne hielt, „ich könnte Dir mit einer Kugel das Hirn zerschmettern, aber dann würdest Du den Tod eines Mannes sterben. Wie eine Katze bist Du mir nachgeschlichen, und wie eine solche sollst Du hier elendiglich ersäuft werden."

Mit der Faust packte er ihn jetzt am Kragen und schleifte ihn bis dicht an die Wasserlinie.

„Hier liege!" sagte er, indem er ihn mit dem Gesichte nach der See richtete. „Siehe Welle auf

Welle herankommen, bis die letzte Dich mit sich fortreißt."

Laut lachend ging der Fremde nun nach dem Boote. Mit leichter Anstrengung schob er es, da die Fluth bereits zu steigen begann, in See; er sprang hinein, und nach wenigen Ruderschlägen war er im Dunkel der Nacht verschwunden. — —

Alles, was vorgegangen war, erschien Peter fast wie ein Traum, nur die hülflose Lage, in der er sich befand, so wie ein heftiger Schmerz im Hinterhaupte, erinnerte ihn an die traurige Wirklichkeit. So wie er seine Kräfte wieder zunehmen fühlte, suchte er sich mit größter Anstrengung von seinen Banden zu befreien; dies war aber durchaus unmöglich. Sein Gegner hatte ihm Arm und Füße dermaßen zusammengeknebelt, daß es ihm auf keine Weise gelang, sich ohne fremde Hülfe loszumachen. Selbst das Tuch abzustreifen, war nicht möglich. Er versuchte nun, ob er nicht im Stande sei, sich bis zur obern Fluthmarke fortzuwälzen, um auf diese Weise dem Tode, in dem von Minute zu Minute steigendem Wasser, zu entgehen, aber das Ufer stieg auf diesem Punkte so steil aufwärts, daß er jeden

Versuch, aus Mangel an Kraft, bald aufzugeben genöthigt war. Welle auf Welle kam inzwischen näher und näher heran. Zoll für Zoll stieg die Fluth. Wie der Zeiger an einer Uhr, ließ ihm das allmählige Vorrücken der Wasserlinie die Minute seines Todes berechnen; der einförmige Anschlag der wieder und immer wiederkehrenden Fluthwelle, war der Laut des Perpendikels dieses furchtbaren Seigers. Jetzt befand sich die Wassermarke noch eine Elle von ihm, jetzt noch einen Fuß, nun nur wenige Zoll. Der Gischt, in dem die letzte Welle beim Anschlagen zerstäubte, benetzte sein Antlitz. —

Die Lage, in der sich der junge Mann befand, war eine entsetzliche. Er sagte sich, daß er nur nach und nach ertrinken, durch jede zutretende Welle wieder auf eine Sekunde in's Leben gerufen, und erst dann des Athmens beraubt werden würde, wenn der Spiegel des Wassers sich bis über sein Gesicht erhöbe. Die Marter müsse mithin fast eine volle Viertelstunde dauern. Er beschloß zu beten, und dann sich auf das Gesicht zu kehren, um so seinen Leiden schneller ein Ende zu machen. —

Eben waren die ersten Sylben eines kurzen Ge-

betes über seine Lippen gekommen, eine Welle, etwas höher als die früheren, überstürzte ihn mit ihrem Schaum, als er sich am Rücken berührt fühlte und bemerkte, daß eine Hand eifrig seine Bande zu lösen bemüht war. Eine Lebenshoffnung rieselte wie belebendes Feuer durch seine Adern. Jetzt fühlte er die Füße frei, jetzt die Hände. Wie außer sich sprang er empor, und riß das Tuch vom Munde. Ein weibliches Wesen stand hinter ihm. — Es war Regine.

„Regine, Ihr meine Retterin?" sprach erstaunt der junge Mann.

„Ihr seid es, Peter? — Wie kommt Ihr hierher? Wie in diese Lage?" fragte das Mädchen, ohne von diesen befremdlichen Umständen eben sehr überrascht zu scheinen.

Der Jüngling schwieg einen Augenblick. Er ging mit sich selbst zu Rathe, ob er dem Mädchen Alles entdecken sollte. Aber dann hätte er Ulla nennen müssen.

„Ich ging noch spät am Strande umher spazieren" — hob er verlegen an.

„Mit Pistolen bewaffnet?" unterbrach ihn Re=

gine scharf, indem sie auf die, auf dem Steinblocke liegenden Waffen zeigte. „Gestehet offen: Ihr ginget, um den Mann, der Euch in den Zustand versetzte, in dem ich Euch fand, aufzulauern, Euch seiner Person zu bemächtigen, oder ihn zu tödten?"

„So ist's! Ich will es nicht läugnen;" erwiederte der Jüngling.

„Und woher wußtet Ihr, daß Ihr ihn hier treffen würdet?"

„Ich kann es nicht sagen. Ich würde eine Undankbarkeit begehen;" erwiederte der Jüngling.

„Auch dann nicht, wenn ich es als Dank für die Euch von mir geschehene Hülfe forderte?" fragte Regine mit scharfem Tone.

„Auch dann nicht;" versetzte Peter zögernd. „O Regine, ich versichere Euch, ich erkenne in tiefster Seele, daß ich Euch und Eurem Edelmuthe meine Rettung zu verdanken habe, ich würde der undankbarste aller Menschen sein, wenn ich das je vergessen könnte, selbst wenn das Mißgeschick, das mich überall zu verfolgen scheint, mich wünschen lassen könnte, daß jener Mann sein Vorhaben, mich zu tödten, vollbracht hätte, sagt mir aber —"

„Nichts sage ich Euch!" unterbrach ihn heftig das Mädchen. „Ich möchte lieber zweifeln, ob ich Euch nicht hätte Eurem Schicksale überlassen sollen. Ihr habt feig und mit Hinterlist einem Manne, — ich sage einem M a n n e, — der besser ist als Ihr, heimlich aufgelauert, Ihr habt ihn meuchlings niederschießen wollen, wenn Ihr, was nimmermehr der Fall gewesen, Euch seiner nicht hättet bemächtigen können. Wolltet Ihr mit ihm einen ehrlichen Kampf beginnen: dort ist sein Schiff! Versucht's, nehmt Hundert wie Ihr seid mit Euch, greift ihn an mit Feuergewehr, den Säbel, das Enterbeil in der Faust. Er wird Euch mit seinen Kanonen antworten, er wird nicht fliehen, nicht ein Segel aufziehen, nicht den Anker heben. Aber Ihr wißt nichts, als heimlich seine Wege zu erforschen, dem Tapfern eine Falle zu legen, vielleicht gar zu versuchen ihn ungewarnt hinterrücks zu erschießen."

„Regine!" — Regine!" sagte Peter entsetzt und empört, als das Mädchen von Eifer erschöpft einen Augenblick inne hielt. „Hielte mich nicht die Pflicht der Dankbarkeit ab, ich könnte Euch harte Dinge sagen —"

„Ich entbinde Euch dieser Pflicht!" rief das Mädchen noch heftiger wie vorher. „Ich kümmre mich nicht das geringste um das was Ihr oder irgend Jemand auf dieser Insel — meinen Vater etwa ausgenommen — mir sagen kann. Glaubt Ihr mir Dankbarkeit beweisen zu müssen, so schweigt von dem unwürdigen Vorhaben dieser Nacht. Ihr werdet Euch damit selbst am besten danken. Wollt Ihr aber davon reden, so thut es immerhin. Ich werde dann auch und überall erzählen, in welcher kläglichen, jämmerlichen Lage ich Euch gefunden, und wenn Ihr mit Euerem tapferen Vorhaben dann auf der ganzen Insel zum Gespött werdet, so habt Ihr es Euch selber zuzuschreiben."

Mit den letzten Worten, die sie im Tone der tiefsten Verachtung ausgesprochen hatte, wendete Regine dem jungen Manne den Rücken und entfernte sich eiligst.

Peter war wie vernichtet. Er schlug sich mit beiden Händen vor die Stirn.

„Wär' ich todt!" rief er vor Zorn weinend. „Hätte sie mich nicht gerettet, jetzt wäre Alles vorbei!"

Er blickte dabei wild auf's Meer hinaus, und der Gedanke schoß ihm durch den Kopf, freiwillig aber schneller zu enden, wie ihm von seinem Gegner bestimmt worden war.

„Aber nein!“ sagte er, indem das Gefühl erlittenen Unrechts ihn erhob, wie es alle edleren Seelen erhebt, die schuldlos leiden. „Ich will leben, und sie sollen gezwungen sein mich zu achten! Ich bin besser als sie glauben, und es soll sie reuen mich so gemißhandelt zu haben! Finde ich den Tod — und ich will ihn in einem ehrenvollen Unternehmen suchen — so will ich nicht fallen durch eigene Hand als ein Feiger, der die Schläge des Schicksals und das Unrecht der Menschen nicht länger zu ertragen vermag, ich will kämpfend fallen, Angesichts derer, die mich verhöhnt und geschmähet haben, und das soll von diesem Augenblicke an mein einziges Trachten sein.“

Die ganze übrige Nacht wälzte sich der junge Mann schlaflos auf seinem Lager umher. Das was er Ulla über das mißgeglückte Unternehmen sagen solle, so wie Reginens Antheil an dem Vorfalle,

ging ihm fortwährend im Kopfe herum. Er beschloß der Verwandtin zu sagen, daß der Fremde nicht erschienen sei, aber sein Verhalten gegen Regine machte ihm mehr zu schaffen. Sollte er nochmals mit ihr über den Vorfall reden oder nicht? Er beschloß das Letztere. Er fürchtete sie nur noch mehr zu erzürnen, wenn er sich scheinbar in ein hier waltendes Geheimniß zu drängen suchte. Daß ein solches aber stattfand, war klar. Unmöglich konnte Regine zu so ungewöhnlicher Zeit sich durch Zufall an jenem Orte befunden haben. Sollte sie aber — und dies schien ihm gleichfalls unwahrscheinlich — die Person sein auf die Ulla gedeutet, und die in Young-Gatt mit dem feindlichen Kaperkapitain eine Zusammenkunft gehabt? — Das Schiff lag seit sechs Wochen vor der Insel, nie hatte der feindliche Anführer einen Fuß an's Land, Niemand einen an Bord seines Schiffes gesetzt. Reginens Vater war Kommandant der Insel, jener Mann sein feindlicher Gegner; sollte die Tochter des Kommandanten im Einverständniß mit dem Feinde sein? Peter erschrak fast vor dem Gedanken, er nahm sich vor mit keinem Menschen ein Wort über diesen Gegenstand

zu sprechen; selbst Margarethe sollte nichts davon erfahren. So kam der Morgen heran. —

Es war ein paar Stunden nach Tagesanbruch, als Herr Siemon Siemons seinem Pflegesohne sagte, daß sie beide zu dem Kommandanten zum Mittagsmahl eingeladen wären; auch der Kapitain des schwedischen Schiffes, das im Hafen lag, sei dort.

So wie die Mittagsstunde da war, begaben sich Beide nach dem Hause des Kommandanten, einem kleinen einstockigen Gebäude von einfachem Ansehn, aber netter innerer Einrichtung. Major Bolduvahn, ein silberlockiger, kriegerisch aussehender Alter, empfing sie an dem Gatter, das den Eingang zu dem Hofe und dem naheliegenden, ziemlich weitläuftigen, aber kahlen, baumlosen Garten bildete. Mit soldatischer Herzsichkeit reichte er dem Stadtschreiber die Hand, Petern nickte er blos mit dem Kopfe zu, ohne weiter eine besondere Notiz von ihm zu nehmen.

Im Zimmer befanden sich der schwedische Kapitain, — ein schlichter Mann von freundlichem Ansehn — so wie die Mädchen.

Peter wagte kaum einen Blick auf Regine zu richten, und auch diese suchte dem seinigen auszu=

weichen. Der junge Mann unterhielt sich desto eifriger mit Margarethen, neben welche er auch bei Tafel zu sitzen kam. Der Major war ein munterer alter Herr, der, wie es den Anschein hatte, einem Glase guten französischen Rothwein, womit er sich und seine Tischgäste reichlich versorgte, eben nicht abgeneigt war. Derselbe schien ihn auch zu allerhand Scherzreden zu stimmen, die im Allgemeinen, wenn auch gut gemeint, doch eben nicht die feinsten waren. Der arme Peter war leider auch hier das Stichblatt.

„Wißt Ihr wohl," sagte er lachend zu ihm, als eben ein überaus großer, vortrefflicher Steinbutt aufgetragen wurde, „daß es ein wahres Glück ist, daß dieser Bursche" — er zeigte auf den Fisch — „sich gestern nicht an Eure Fangleine verirrte? Ich wette darauf: der Däne — hole den infamen Kerl der Henker! — hätte den Fisch gestern nicht in Eurem Boote gelassen, und heute äßen nicht wir, sondern er ihn in Andacht und Erbauung. — Na, Peter, macht nicht ein so trübseliges Gesicht!" setzte er gutmüthig hinzu, indem er mit dem Glase an das des jungen Mannes anstieß. „Auf Seemanns

Glück und Geschick! Wenn es auch bei Euch ein wenig spät zu kommen scheint.“ —

„Ein Fischerboot,“ sagte ein eben eintretender Diener, „hat diesen Brief mitgebracht.“

„Was?“ rief der Major, als er ihn hastig erbrochen hatte. „Eben sprachen wir von dem Wolfe, und da ist er schon! — Der Brief ist von dem Dänen.“

Der Kommandant durchlief hastig das Schreiben. Je weiter er las, je röther ward sein Gesicht, je stärker schwollen die Adern seiner Stirn. Zuletzt schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

„Welche Frechheit! Welche Unverschämtheit!“ rief er, den Brief dem Stadtschreiber zuschleudernd. „Les't Herr Siemons! Eine schöne Geschichte, das! Verlangt der Kerl, daß wir ihn verproviantiren sollen, weil sein Proviant zu Ende gehe! Geschähe dies nicht, so, schreibt er, würde er kein Fischerboot auslaufen lassen.“

Der Stadtschreiber zuckte mit den Achseln, setzte eine mächtige Brille auf die Nase, und las. Dann faltete er den Brief langsam zusammen, schien eine

Weile nachzudenken, und indem er das Schreiben dem Major zurückgab, sagte er kopfschüttelnd:

„Jobst Springer heißt er!“

„Mag er Jobst Teufel heißen!“ schrie der Major ärgerlich. „Ich wollte ich sähe ihn springen, an einem guten hänfenen Stricke, dessen Ende an die Rahnocke seines Fockmasts befestigt wäre, zehn Ellen über dem Verdeck! — Was meint Ihr aber zu der allerliebsten Forderung?“

„Daß wir sie bewilligen müssen;“ versetzte der Stadtschreiber, indem er erst die rechte, dann die linke Achsel zuckte.

„Bewilligen?“ rief der Kommandant immer heftiger. „Den Kerl füttern, während er uns aushungert? Wahrhaftig, Stadtschreiber, ich glaube Ihr und Eure ganze Familie seid stets recht gute Leute gewesen, aber Helden habt Ihr eben nicht viele darin gezählt.“

„Ich sehe nur nicht ein, was da zu thun ist;“ sagte Siemons ruhig, indem er sein Glas ausschlürfte. „Läßt der Däne kein Fischerboot aus dem Hafen, so sind wir fertig — perdu, wie der Franzose sagt — und ich wüßte nicht, wie wir zweitausend Mäuler,

die auf der Insel leben, ohne Fischerei versorgen wollten."

„Wir müssen uns schlagen, den Dänen aus dem Fahrwasser jagen!" rief der Major, mit jedem Glase immer kampflustiger werdend. „Ich lasse den alten Mörser, der beim Zollhause liegt, auf die Südspitze bringen — Trinkt Herr Schwede! Oder schmeckt Euch mein Wein nicht? — ich lasse einen Ofen für glühende Kugeln bauen —"

„Der Kaper zieht sich aus deren Bereich!" unterbrach ihn der Stadtschreiber.

„Ihr bemannt Eure Böte, Ihr stellt mir bewaffnete Freiwillige, ich steige mit meinen vierzig Soldaten in die Fahrzeuge —"

„Mit vierzig Krüppeln?" unterbrach ihn Siemons wieder.

„Wir greifen ihn an! Wir entern!"

„Er wartet es nicht ab, hebt den Anker, und bohrt Euch im Segeln in den Grund!" versetzte ruhig die Magistratsperson. „Nein, nein, Major! Das ist die alte soldatische Hitze, die Euch so reden läßt. Wenn Ihr ruhig darüber nachdenkt, so müßt Ihr sagen, daß der Däne ein Narr wäre,

wenn er vor Anker und im Bereich glühender Kugeln bliebe. Eben so müßte er ein ganz erbärmlicher Seemann sein — und als ein solcher hat er sich bis jetzt nicht gezeigt — wenn er, auf dem Deck eines flinken Kriegskutters von zwölf Kanonen, sich unsere Sniggen, und wenn statt Euch und Euren schleßwiger Invaliden lauter Goliathe drinn säßen, auf den Leib kommen ließe."

„Schafft mir Freiwillige, junge flinke Kerls, die Kourage im Leibe haben! Ich exercire sie ein, binnen acht Tagen wissen sie mit den Waffen umzugehen, und dann greifen wir zur Nachtzeit den Dänen an;" rief der Major mit jedem Glase Bordeaux immer kampflustiger werdend.

Leider brachte der Rothwein bei dem Stadtschreiber gerade das Gegentheil hervor. Je mehr er Bescheid that, je ruhiger ward er.

„Hört sich gut an, nützt aber zu nichts!" versetzte er phlegmatisch. „Erstlich bekommt Ihr Niemand, der sich freiwillig die Beine entzweischießen läßt, denn die Leute würden sagen: Dafür sind die Schleßwiger da, die das ganze Jahr ruhig im Zollhause sitzen und zum Zeitvertreibe Strümpfe stricken,

die Schildwache allenfalls ausgenommen. Bekämt Ihr aber die nöthige Anzahl Leute, und wolltet Ihr sie einüben, so wüßte der Däne binnen vier und zwanzig Stunden um Euer Vorhaben, denn — es thut mir Leid es sagen zu müssen, aber ich wollte schon früher mit Euch davon sprechen — ich glaube daß der feindliche Kapitain Einverständnisse auf der Insel unterhält."

„Was sagt Ihr da, Stadtschreiber?" rief der Kommandant erhitzt. „Wär's möglich, daß so etwas vorkommen könnte?"

„Es ist nicht anders!" sagte Herr Siemons achselzuckend. „Hat er ein Fischerboot gezwungen beizulegen, und frägt nach Diesem oder Jenem, so sind seine Reden von der Art, daß er Alles bereits auf's genaueste zu wissen scheint, und als ob er nur sehen möchte, ob man sich erlauben wolle ihm falsche Antworten zu geben." —

Während der Stadtschreiber auf diese Weise sprach, aß Regine ohne von ihrem Teller aufzublicken. Peter, der sie beobachtete, hatte sie noch nie so eifrig essen sehen.

„Ich möchte nur wissen," fuhr Siemons nach

einer Weile fort, „ob der Däne wirklich Jobst Springer heißt, oder ob er sich fälschlich diesen Namen beigelegt hat.“

„Ei, zum Wetter, warum soll der Kerl nicht Jobst Springer heißen?“ rief verdrießlich der Major. „Daß er toll genug mit uns umspringt, dies werdet Ihr wohl nicht bezweifeln wollen.“

„Ich kannte einst Einen, der so hieß;“ versetzte Siemons düster. „Er ging unter sammt seinem Schiffe, mit Mann und Maus, in dem indischen Meere.“

„Nun, da ist's nicht derselbe! Darauf könnt Ihr Euch verlassen, Stadtschreiber;“ rief der Major gutmüthig lachend. — „Aber,“ fuhr er auf's Neue heftig fort, „schändlich wäre es, infam, niederträchtig, wenn Jemand dem Dänen Nachrichten zukommen ließe! Er müßte nicht einen Funken Vaterlandsliebe im Leibe haben.“

„Welche denn? Helgoländische, oder Schleßwigsche?“ fragte Regine schnippisch. „Ich weiß nicht, ob die eine oder die andere bei unsern Einwohnern besonders groß ist, aber das weiß ich, daß die Insel einmal dänisch gewesen — vielleicht wird sie

es einst wieder — da könnte der Hochverräther dänisch gesinnt sein, die verrosteten sechs Kanonen, mit den verfaulten Lavetten, gezählt, und dem Feinde die wichtige Nachricht zugeschmuggelt haben."

„Rede nicht, Mädel!" rief der Major. „**Mulier tacet** — Na, wie heißt doch das Sprüchlein? Ich bin kein Lateiner. — So viel aber sage ich," fuhr er heftig fort, „kommt es heraus, daß Jemand mit dem Feinde in Verbindung ist, so stelle ich ihn vor ein Kriegsgericht. — Was nun die Verproviantirung des feindlichen Kriegsschiffs anlangt —"

„So übernehmen wir sie;" vollendete der Stadtschreiber ruhig, indem er sein Glas austrank und die Finger darüber bereitete als ihm Margarethe von Neuem einschenken wollte. „Ich wüßte auch in der That nicht, Herr Major, wie Ihr es anders anfangen wolltet, Ihr mögt nun Eure alten Donnerbüchsen laden lassen, oder ein Gallenfieber Euch an den Hals ärgern."

Gegen dieses Argument ließ sich eben nichts Besonderes einwenden. Führte der Däne seine Drohung aus, so war die Hälfte der Bevölkerung Helgolands, welche sich damals wie in unsern Tagen

fast allein von Fischen erhielt, einer Hungersnoth ausgesetzt. Es ward demnach beschlossen, daß Herr Siemons noch an diesem Tage die Rathsmänner und Juraten des Orts versammeln, und mit ihnen berathschlagen solle, auf welche Weise man so wohlfeil wie möglich die Forderungen des Feindes befriedigen könne. Zugleich wollte man versuchen, ob durch ein geregeltes Abkommen nicht vielleicht für Fischfang und Zufuhr günstigere Bedingungen zu erlangen wären. Nachdem sich das Gespräch noch längere Zeit um diesen Gegenstand gedreht, ward die Tafel aufgehoben. —

Während der Stadtschreiber sich entfernte, um, wie er sich mit wichtiger Miene ausdrückte, ‚das plenum‘ zu versammeln, die Mädchen sich auf ihr Zimmer begeben hatten, der Major und der schwedische Kapitain aber beisammen geblieben waren, um gemeinschaftlich eine Bouteille Burgunder zu leeren, ging Peter in tiefem Nachdenken die Treppe nach dem Unterlande hinab, der Lootsenwache zu, auf welcher sich gewöhnlich eine Menge junger Leute zum Zeitvertreibe zu versammeln pflegten. —

Es mochte etwa eine Stunde vor Sonnenunter-

gang sein, als der junge Mann wieder im Hause des Kommandanten erschien. Sein Gesicht war geröthet, sein Auge blitzte lebendig und fröhlich. Margarethe befand sich eben im Garten. Sie eilte rasch auf Peter zu.

„Ist Euer Vater daheim?“ fragte er eilig.

„Allerdings! Der schwedische Kapitain ist noch bei ihm;“ erwiederte das Mädchen, verwundert über die Eile des jungen Mannes.

„Wo ist Regine?“ fragte er weiter.

„Sie ging spazieren. Ich wollte sie begleiten, aber sie sagte: ich möchte zu Hause bleiben, im Fall der Vater etwas verlangen sollte.“

„Ich muß den Major sogleich sprechen;“ sagte Peter lebhaft. „Um Eins bitte ich Euch, Margrito: Sorgt dafür daß uns Niemand störe, vor Allem nicht Eure Schwester. Haltet sie — ich bitte Euch dringend — zurück, wenn sie etwa unerwartet zurückkehrt.“

„Sagt mir Peter, was Ihr vorhabt!“ sprach Margarethe, äußerst befremdet über die sichtliche Aufregung, in der sich der junge Mensch befand.

„Ich darf nicht, Margarethe! Ich darf nicht!

— So viel sage ich Euch: Entweder ich erwerbe mir bis morgen die Einwilligung Eures Vaters zu unserer Verbindung, oder ich habe aufgehört zu leben.“

Der junge Mann sagte diese Worte mit flammendem Auge, er drückte die Hand des Mädchens an's Herz, und war bald darauf mit ein paar Sprüngen im Hause des Kommandanten.

Der Major bemerkte kaum seinen Eintritt in's Zimmer. Er donnerte noch fortwährend auf den Dänen los, und endete, daß er seinen alten Kopf freudig hingeben wolle, wenn er den feindlichen Kaper eine Stunde vorher in den Grund bohren könne.

„Verzeiht, Herr Kommandant,“ sagte Peter bescheiden aber mit festem Tone, „ich komme im Namen einer Anzahl junger Leute, um Euch einen Vorschlag zu machen, dies zu bewerkstelligen, ohne daß Euer uns Allen theures und ehrwürdiges Haupt dabei zum Opfer gebracht würde. — Wir sind Willens heute Nacht den Dänen anzugreifen, und zu nehmen oder umzukommen.“

„Bist Du toll, Junge!“ schrie der Major. „Und

Du, Du gerade wärest der Mann, so etwas auszuführen?"

„Das Ausführen wird sich erst zeigen, wenn das Werk begonnen hat, aber zum Beginnen sind wir entschlossen, wenn Ihr uns mit Waffen und Munition unterstützt;" sprach der Jüngling ruhig.

„Hört, Peter, macht keinen dummen Streich;" sagte der Kommandant in väterlichem Tone. „Ihr habt manchmal Unglück auf der See gehabt, und da haben Euch unsere jungen Seeleute geneckt — ich selbst habe es gleichfalls gethan — jetzt wollt Ihr nun zeigen, daß Ihr nicht ohne Ehrgefühl seid. Ich begreife das, und tadle Euch nicht, aber wenn man etwas unternimmt, so muß es vor allen Dingen ausführbar sein, sonst vergrößert man den Mißcredit, in den man, mit oder ohne Schuld, gerathen ist."

„Die Sache ist ausführbar, Herr Major, und wir werden sie ausführen wenn Ihr uns die Erlaubniß gebt, oder dabei zu Grunde gehen;" versetzte feurig der junge Mann. „Es könnte freilich nichts schaden, wenn wir ein paar Männer stärker an Zahl wären, aber zehn Männer voll Muth und

gutem Willen können wohl auch mit dreißig Miethlingen fertig werden."

„Mit zehn Mann wollt Ihr den Kaper angreifen? Dummes Zeug!" rief der Major. „Laßt indeß Euren Anschlag hören, Peter, und ist er vernünftig, so soll zu mehrer Mannschaft wohl Rath werden."

„Ich habe neun andere junge Leute für die Sache gewonnen, und wir dachten sie folgendermaßen einzurichten. Wie Ihr wißt, Herr Kommandant, laufen unsere Fischerböte meist zur Nachtzeit auf den Fang aus. Sie müssen dann bei dem Kaper anlegen und sich melden, wenn sie unter seinen Kanonen vorbeipassiren wollen. Da dies fast täglich geschieht, so kann es nicht auffallen, wenn wir heute Nacht zwei Boote besteigen, und uns an die Seite des Dänen legen. Gewöhnlich sind nur ein paar Leute auf dem Deck. Während diese uns examiniren, kappt Einer von uns im Dunkeln heimlich mit einem scharfen Messer das Kabeltau des Kutters. Das Schiff fängt an zu treiben, und die Dänen werden meinen, der Anker habe vom Grunde gelassen. Während sie, um einen Nothanker aus-

zuwerfen — wie Ihr wißt liegt der Kutter nicht weit vom Süderriff — nach dem Vorderdeck eilen, ersteigen wir den Kutter, und greifen sie an. Verwirrung wird eintreten, denn wenn auch die ganze Mannschaft auf dem Deck wäre, so müßte dennoch ein Theil Sorge tragen, das Schiff bei dem heute herrschenden frischen Südwind vom Riffe abzuhalten, wenn sie nicht stranden wollen. Den übrigen Theil der Bemannung hoffen wir inzwischen zu überwältigen."

„Sie würden," sagte der schwedische Kapitain bedächtig, „den Kutter treiben lassen, und sich Alle gegen Euch wenden."

„Auch dies haben wir bedacht!" fiel Peter lebhaft ein. „Wir wollten daher den Herrn Major bitten, sobald dieser Fall eintritt, ohne Rücksicht auf uns, mit den Kanonen der Südspitze auf den Dänen feuern zu lassen. Damit das Schiff nicht in die Schußweite gerathe und dort vielleicht auf dem Riff festsitzen bleibe, werden sie wohl an das Ankerwerfen denken; jedenfalls würde das Kanonenfeuer die Verwirrung vermehren, und sie einen neuen bedeutendern Angriff vermuthen."

Bis jetzt hat der Major mit lebhaftem Interesse zugehört.

„Basta!" rief er nun. „So geht's nicht! Ihr seid zu schwach. — Aber," setzte er hinzu, indem er einen Augenblick nachdachte, „dumm ist der Anschlag nicht. Laßt mich Eure Disposition machen. Vor Allem ist's Mannschaft, die Euch fehlt. Ich stelle Euch zehn von meinen Soldaten. Mit dem Ersteigen des Schiffes, Seitens meiner Invaliden, ist's zwar nichts. Die armen Narren danken Gott, wenn sie die Treppe des Oberlandes herauf kriechen können, aber sie legen sich mit ihrem Boot unter die Kanonen, unterhalten ein Feuer von unten herauf, und kappen den Kabel des Nothankers, wenn die Dänen einen solchen ausbringen sollten."

„Ich stelle Euch ein halbes Dutzend meiner besten Matrosen;" sprach der Schwede. „Sie sollen Euch beistehen mit Haken und Enterbeil."

„Ich lasse," rief eifrig der Major, „meine Kanonen und den alten Mörser nach dem ‚Sadhorn' schaffen. Hauet, sobald Ihr an Bord seid, Tauwerk und Wanten durch, damit der Däne nicht manövriren kann, und macht, sobald er auf dem Riff sitzt,

daß Ihr über Bord kommt. Ich bohre ihn in den Grund, wenn er einmal festsitzt."

„Herrlich! — Herrlich!" rief Peter. „So kann und muß es gelingen."

„Waffen," rief der Major immer eifriger, „Waffen und Munition sollt Ihr haben so viel Ihr wollt. Ich will sogleich Anstalt machen —"

„Durchaus nicht, Herr Major!" fiel Peter lebhaft ein. „Es muß nicht das geringste geschehen, ehe wir nicht in Begriff sind in's Boot zu steigen."

„Ach was!" rief der Kommandant. „Peter, das verstehst Du nicht! Vor jedem Gefecht müssen Dispositionen getroffen —"

„Aber," unterbrach ihn freimüthig der junge Mann, „diese vor dem Feinde geheim gehalten werden, wenn nicht Alles verunglücken soll. Der Däne hat Einverständnisse auf der Insel, und ich bin gewiß, daß, geschähe nur das geringste, dieser durch geheime Signale gewarnt würde."

„Schändlich, wenn es so wäre — aber unmöglich ist's nicht, und Du kannst Recht haben;" versetzte der Major nachdenklich. „Du hast indeß mit Deinen Kameraden gesprochen —"

„Wir haben einen Eid geleistet, gegen Niemand ein Wort zu erwähnen, ehe wir am Strande sind;“ unterbrach ihn der Jüngling.

„So werde ich nur mit Deinem Vetter sprechen, daß er sich bereit halte, mir Leute zum schnellen Transport der Geschütze zu stellen.“

„Auch dieses bitte ich zu unterlassen;“ sagte der junge Mann. „Außer uns Dreien muß vor Anbruch der Nacht Niemand ein Wort erfahren. Sogar — entschuldigt die Bitte, Herr Major — Eure Töchter nicht.“

„Närrischer Mensch!“ rief der Kommandant lachend. „Du bist vorsichtiger als sonst Leute zu sein pflegen, die sich in ein verzweifeltes Unternehmen einlassen wollen. Mag es indeß sein. Ich gebe Dir mein Wort; Niemand soll etwas erfahren, bis Du es selbst für gut hältst.“ —

Es war eine Stunde nach Mitternacht, als der Major mit Peter die Treppe nach dem Unterlande hinab stieg. Es war stockdunkel, und eine Todtenstille herrschte; man hörte nur das Brausen der Fluth, welche gegen das Bollwerk donnerte. Bei

der letzten Treppenstufe angekommen, blieb der Major stehen und faßte Peter bei der Hand.

„Du gehst einen ernsten Gang, junger Mensch;“ sagte er mit bewegter Stimme. „Niemand kann wissen ob wir uns wiedersehen. Ich weiß was Dich auf die See in ein gewagtes Unternehmen, vielleicht in den Tod treibt. Es ist nicht gut, wenn man dabei einen Groll im Herzen trägt, und man denkt ruhiger an die Möglichkeit vor seinen Richter treten zu müssen, wenn die Seele frei und leicht ist. Ich weiß dies aus Erfahrung, und ich bin deshalb nie mit Haß im Herzen in's Feuer gegangen. Ich bin vielleicht manchmal ungerecht gegen Dich gewesen, noch mehr, ich habe Dir Deinen liebsten Wunsch versagen müssen. Hätte ich Dich wie heute gekannt, vielleicht hätte ich anders gesprochen. Gehe deshalb nicht mit Groll gegen mich in's Boot. Du wirst sehen, Peter, es ficht sich besser, wenn man keinen Haß in der Seele trägt.“

So väterlich hatte der Major noch nie zu dem jungen Manne gesprochen. Nur selten pflegte er ihn Du zu nennen, that er es aber, so war es stets

ein Zeichen großer Freundlichkeit. Der Jüngling war innig gerührt.

„O Herr Major," sagte er schluchzend, „wenn ich jetzt nicht meinen letzten Blutstropfen freudig an unsere Unternehmung setzte, so wäre ich Der, für welchen Ihr und viele Andere mich bisher gehalten haben. Nur als Sieger, oder nie, sehen wir uns wieder."

Gewaltsam die Bewegung niederkämpfend, ging Peter mit dem Major nach dem Strande. Drei Boote lagen zur Abfahrt fertig. Eine Menge dunkler Gestalten kamen von allen Seiten herbei. Es waren junge Fischer, mit Säbel und Pistolen bewaffnet, so wie die Soldaten des Majors. Die Matrosen des schwedischen Schiffes waren bereits versammelt.

„Hört jetzt, Freunde, wie wir die Sache angreifen wollen;" sagte Peter, die Gefährten um sich versammelnd. „Wir Helgoländer gehen mit unserem Boote voraus, Ihr Andern folgt dicht hinterher. So wie wir bei dem Bug des Kapers ankommen, und ich die gewöhnlichen Fragen beantworte, kappen die Schweden den Kabel des Kutters, werfen, wenn

dies geschehen, eine Strickleiter, die mit Haken versehen ist, und die unsere Leute mitgebracht haben, in das Tauwerk des Bogspriets. Damit dies schnell geschehen könne, müssen sie ihr Boot vor die Vordersteven des Kutters legen. Die Soldaten nähern sich indeß dem Spiegel des Schiffes. So wie die Matrosen finden, daß die Strickleiter gefaßt hat, geben sie durch einen lauten Ruf ein Zeichen. In diesem Augenblick klettern sie an der Leiter, wir Andern an Leinen, die wir mit Haken versehen haben, und in die Wanten werfen, am Bug empor, und die Soldaten feuern durch die Fenster der Kajüte, und auf den Steuermann, wenn er zum Rade tritt."

„So wie ich auf dem Oberlande bin, lasse ich Alles bereit halten, um, wenn der Kutter auf das Riff treibt, das Feuer zu eröffnen, wenn Euer Angriff nicht glücken sollte;" sagte der Major. „Ist er in Eurer Hand, so gebt mir ein Zeichen, indem Ihr zwei Lichter am Fockmast aufzieht. — Und so zieht mit Gott! Möchtet Ihr Alle glücklich zurückkehren."

„Dolleng dů, maren mi! (Heute mir, morgen Dir)," sagte lächelnd ein baumstarker junger Helgo-

länder. „Die ‚Likpanting‘ (Leichenrede), die uns der ‚Karkiar‘ (Prediger) halten wird, wird darum nicht schlechter lauten, wenn wir vor dem Feinde, als wenn wir im Sturme zu Grunde gehen.“

„Recht, Michel Jaspers!“ rief der Major, indem er ihm die Hand schüttelte. „So oder so, es ist Alles eins, wenn man nur als Mann, und mit Ehren fällt.“

In wenigen Augenblicken waren die drei Böte in See geschoben, die Mannschaft sprang hinein, und bald darauf passirten sie, obwohl die See ziemlich hoch ging, zugleich die Brandung. — So wie sie einen Büchsenschuß vom Strande waren, setzte sich das Boot, welches die Helgoländer trug, an die Spitze. Die beiden andern folgten in kurzer Distanz. Alles war still, man hörte nur das Rollen der Brandung vom Ufer her, und das Anschlagen der entgegenkommenden Wogen, wenn sie sich an dem Buge des Bootes brachen. So dauerte es eine Viertelstunde. Die Südspitze der Insel lag bereits rechts rückwärts, und zur Linken ertönte in der Ferne das donnernde Getöse der Fluth von der Spitze der Sandinsel.

„Sollte sie (im Helgoländischen ist, wie im Englischen, das Schiff ein Femininum) ihren Stand verändert haben?“ sagte Michel Jaspers zu Peter, indem er sich bis auf den Bord des Bootes niederbog, um gegen den Horizont zu visiren. „Aber nein! Dort liegt sie. Sie kehrt uns die Breitseite zu? Sollte man Unrath wittern, oder hat man sie vor zwei Anker gelegt?“

„Nein,“ versetzte Peter ruhig, „es ist die Dünung, welche ihr diese Richtung giebt.“

„Sieh einmal, Peter,“ fuhr Jaspers fort, indem er rückwärts nach der Insel zeigte. „Dort an dem Giebelfenster des Kommandantenhauses stehen drei Lichter. — Wäre es ein anderes Gebäude, ich schöpfte Argwohn, daß dies ein Signal für den Dänen sein sollte.“

„Nein! — Nein!“ fiel Peter lebhaft ein. „Es ist Nichts! In dem Zimmer wohnt eine der Töchter des Majors, und dort wird jetzt Alles auf den Beinen sein. Man transportirt die Kanonen über den Falm; das hat Lärm gemacht. — Aber darauf, Freunde! Macht daß wir vorwärts kommen.“

Die jungen Leute strengten alle Kräfte an; Peter

blickte von Zeit zu Zeit unruhig bald auf den Kutter, der todtenstill auf dem Wasser lag, und von den mächtigen Wogen gehoben und geschaukelt ward, bald wieder auf die Insel, von wo die drei Lichter herüberglänzten. Endlich war man in der Nähe des Dänen.

„Wer da? — Wohinaus?" ertönte eine Stimme vom Deck.

„Auf den Fischfang!" erwiederte Peter, und das Boot legte sich an den Bug des Kutters, während die beiden andern gleichfalls die vorgeschriebene Position einnahmen.

„Bei so unruhiger See? — Warum seid Ihr so stark bemannt?" fragte eine rauhe Stimme vom Deck.

„Der starken Strömung wegen, aber da beißen die Fische am besten;" entgegnete Peter, unruhig nach dem Boote der Schweden blickend, die jetzt mit dem Kabel des Kutters beschäftigt schienen.

„Wartet noch!" rief die vorige Stimme. „Ich muß den Kapitain rufen."

„Eilet!" zischelte Peter den Schweden zu.

„Ha, was ist das? — Drei Lichter? — Verrath! — Zu den Waffen!" rief plötzlich eine helle Stimme von der Schiffsluke her.

In diesem Augenblicke flog die Strickleiter in's Tauwerk des Bogspriets.

„Drauf!" rief Peter. „Entert, Ihr Brüder!"

Jetzt krachten die Schüsse der Soldaten hinter dem Spiegel, die Kajütenscheiben klirrten.

Die Leinen der Helgoländer flogen nun auch in die Wanten und Brassen, und die schwedischen Matrosen, so wie die Helgoländer, kletterten an Bord. Hier fanden sie einen Theil der Mannschaft, der ihnen mit Säbel und Feuergewehr entgegenstürzte.

„Nieder mit ihnen! — Nieder mit den Verräthern!" rief ein junger Mann, der an der Spitze der Schiffsmannschaft nach dem Vorderdeck stürzte, und in einer Hand den hochgeschwungenen Säbel hielt, mit der andern ein Pistol auf die Gegner abfeuerte.

„Kapitain, wir treiben! — Sie haben das Kabeltau gekappt!" ertönte eine ängstliche Stimme.

„Wendet! — Ich sage Euch: wendet!" rief

laut der junge Mann, der an der Spitze der Dänen kämpfte.

„Der Steuermann ist erschossen!" tönte es aus dem Haufen der Dänen.

„So laßt das Schiff treiben! Laßt es scheitern auf dem Riff, aber keiner dieser Schurken soll es lebend verlassen!" rief wüthend der Däne, und der Kampf ras'te vom Bogspriet bis zum Hinterdeck. — — —

Während auf dem ‚Falken' von beiden Seiten mit dem Muthe der Verzweiflung gefochten ward, war die halbe Bevölkerung Helgolands nach dem ‚Falm' geströmt. Es ist dies die Brüstung, welche den äußersten Klippenrand begränzt. In einer Batterie auf dem ‚Sadhorn' (der Südspitze) befanden sich einige Geschütze, und zu deren Seite ein alter Mörser, den der Kommandant dort hatte aufstellen lassen. Der größte Theil der invaliden, grauköpfigen Besatzung war hier versammelt, und die Kriegslust der jüngern Jahre schien in die alten Soldaten gefahren zu sein. Sie blickten mit aller Anstrengung der alten Augen hinunter auf das Meer nach

dem Kutter, auf welchem Gewehr- und Pistolenschüsse knatterten, und von wo dann und wann wildes Geschrei durch die an den Felsen donnernde Brandung herübertönte. Der Major war feurig und kriegslustig wie ein Jüngling. Er stand auf der Brustwehr der Batterie, der Hut war ihm entfallen, der Nachtwind spielte mit seinen weißen Locken.

„Haltet Euch brav, Jungen!“ rief er, als ob die Angreifenden seine Stimme hören könnten. „Haltet Euch, bis das Schiff auf dem Riff sitzt; dann kommt an uns die Reihe!“

Das Geschrei und das Schießen dauerte noch immer fort.

„Klas Petersen!“ rief der Alte ungeduldig einem seiner Invaliden zu. „Haue einmal auf! Schicke eine Bombe hinüber! — Das Schiff können wir zwar nicht treffen, — und ich wünsche dies auch nicht, so lange unsere Leute darauf sind; — aber wir müssen doch den ‚Danebrog‘ begrüßen, und zeigen daß wir gleichfalls munter sind.“

Ein Blitz, ein Donnerschlag, und die Bombe flog, einen weiten Feuerkreis beschreibend, in die

Nacht hinaus, und sank, die Masten und Spieren des „Falken' auf einen Moment matt erleuchtend, nicht weit von dem Kutter in die See.

Fast eine halbe Stunde mochte der Kampf gedauert haben, und es dämmerte bereits in Osten, ehe Alles still ward. Aber auch auf dem „Falm', auf dem „Sadhorn' ward es still. Leise zischelten die Leute zusammen. War der feindliche Dränger in der Gewalt der Helgoländer? Sollten die Inselbewohner frei aufathmen können, oder hatten sie eine Anzahl blühender Söhne zu beweinen? Waren sie der Rache des Dänen nun bis zum Hungertode preisgegeben? Eine bange halbe Stunde verging. Es ward etwas heller auf der See, man sah das Schiff am Rande des Süderriffs, es war sichtlich vor Anker gelegt; wer aber befehligte jetzt darauf? Eben stieg eine Flagge empor. War es der Danebrog? War es die roth-weiß-grüne Helgolands? Niemand konnte es sagen. Große Nebelballen, vermischt mit Pulverdampf, schwebten um die Masten und verhüllten sie, gleich einem fast undurchsichtigen Schleier. —

Plötzlich ertönte in der Volksmasse längs dem

„Falm' ein Gemurmel, das bald in ein lautes Rufen überging. Niemand wußte in der Batterie, war es ein Freuden= oder Schmerzgeschrei. Da auf einmal rief eine starke Stimme: „Wo ist der Major? — Wo ist der Kommandant?"

„Hier! — Hier!" antwortete der alte Herr, fast athemlos aus der Batterie stürzend.

Ein junger Mann, Gesicht und Hände vom Pulverdampf geschwärzt, drängte sich durch den Menschenknäuel.

„Wie steht's, Michel Jaspers?" rief ihm der Alte ängstlich entgegen.

„Wir haben sie! — Seht dort die Flagge von Helgoland!" antwortete der Jüngling, den Arm nach dem Meere ausstreckend. — Eben theilten sich die Nebel, und die dreifarbige Fahne flatterte von dem Maste des Kutters. —

„Der Kapitain, sein Lootse, und zwei Soldaten sind getödtet, die übrigen gefangen. Hier sind die Schiffspapiere;" setzte der junge Mann hinzu.

„Und die Unsrigen? Und Peter?" fragte hastig der Major.

„Zwei sind geblieben. Peter ist tödtlich verwundet. Er wurde von einem bereits gefangenen Matrosen mit einer verborgen gehaltenen Pistole durch den Leib geschossen. Wir haben dem Mörder bereits sein Recht angethan, und ihn an die Fockraa gehangen."

„Und das Schiff? Sitzt es auf dem Riffe?" fragte der Major.

„Nein! Der Kampf war bereits geendet, ehe es das Riff erreichte. Wir haben es vor Anker gelegt."

„Laßt die Todten in den Feuerthurm bringen! Auch die Feinde müssen ein ehrlich Begräbniß haben;" sagte der Kommandant. „Die Gefangenen sperrt in eins der Packhäuser auf dem Unterlande."

Der Major begab sich nun so schnell ihn seine alten Füße tragen wollten, nach der Wohnung des Stadtschreibers. Sie lag am Falm. Eben brachte man Peter getragen. Er saß auf einem Lehnstuhl und war todtenbleich. In der Hand hatte er eine zusammengerollte Flagge.

„Hier ist die Danebrogfahne! Wir haben unser Wort gelös't;" sagte er mit mattem Tone, aber ein fröhliches Lächeln durchzuckte seine blassen Züge. „Ich denke," setzte er hinzu, „wenn ich auch sterbe, so wird doch mein Andenken in Ehren bleiben."

„Es giebt keinen wackerern Kämpfer unter uns alten Burschen, als diesen jungen Mann!" rief ein Unteroffizier der Besatzung, der bei der Expedition gewesen war. „Wie ein junger Löwe stürzte er sich auf den Kapitain, und als er diesen mit eigner Hand getödtet hatte, war er schnell am Maste empor, und riß die Dänenflagge herunter. Das brach den Muth der Feinde, und sie ergaben sich."

„Du wirst leben! — Du mußt leben!" rief der Major, das Haupt des jungen Mannes mit seinen beiden Händen umfassend. „Ich könnte ja sonst das Unrecht nicht gut machen, das ich Dir angethan."

So wie Peter in ein Zimmer des obern Stockwerks gebracht worden war, drängte sich Alles in das Haus des Stadtschreibers. Dieser so wie Margarethe weinten heftig, als sie den Verwundeten

nach seinem Lager begleiteten, doch erklärte der herbeigerufene Arzt, daß, obwohl die Kugel ihm durch den Leib gegangen, Hoffnung sei sein Leben zu erhalten. So wie Herr Siemons sich in das Wohnzimmer begeben hatte, um das Weitere, hinsichtlich der Gefangenen, mit dem Kommandanten zu besprechen, fand er diesen eben bei Durchsicht der Schiffspapiere. Regine stand todtenbleich am Fenster. Ihre Lippen waren zusammengekniffen, die dunkeln Locken, welche verworren um das blasse Gesicht hingen, gaben ihr etwas Geisterhaftes. Am Tische, in dem alten braunledernen Armstuhl, saß Ulla, wie ein Steinbild auf alten Grabmälern, starr vor sich hinblickend.

Der Major öffnete ein Papier nach dem andern.

„Hier die Kommission!" sagte er. — „Dies das Schiffsjournal. — Hier seine Bestallung. — Dies hier ist, glaube ich, sein Taufschein. Laßt doch sehen: wer und woher!" —

„Getauft," las halblaut der Major, „am zehnten August des Jahres 1680 in hiesiger Petrikirche ein Knäblein, das die Namen: ‚Jobst Wilhelm' em-

pfing. Sein Vater war der Hamburgische Schiffskapitain Wilhelm Springer, seine Mutter Ulla — —"

Plötzlich hielt der Major inne. Hastig faltete er das Papier zusammen, und wollte es eben unter die übrigen schieben, als Ulla es ihm aus der Hand riß, einen Blick hineinwarf, und mit einem Schmerzensruf vom Stuhle aufsprang.

„Gehe auf Dein Zimmer, Schwester;" sagte der Stadtschreiber verwirrt. „Ihr habt wohl die Güte sie zu begleiten, Fräulein?" setzte er zu Regine gewendet hinzu.

So wie Ulla auf der Hausflur angekommen war, wendete sie sich zu dem Mädchen.

„Ich habe Dich nie geliebt, Regine," sagte sie mit starren Blicken Jene anschauend, „aber das Unglück ist ein starkes Band, ganz gemacht gebrochene Herzen zu vereinen. — Ich weiß wer Dir der Todte war. Willst Du mich zu ihm begleiten?" — Stumm und schweigend drückte Regine ihr die Hand.

Beide gingen durch den Garten nach einem, auf einem Hügel stehenden viereckigen Thurm, auf dessen

Platteform ein zur Nachtzeit entzündetes Steinkohlenfeuer den Schiffen zur Richtung diente. In dem Erdgeschosse des Thurmes hatte man die Leichen der getödteten Dänen niedergelegt. Auf einer Tragbahre in der Mitte lag der Kapitain des Kutters. Sein blasses Gesicht war im Tode noch schön. Er war durch die Brust geschossen, wie das geronnene Blut, von welchem sein Kleid starrte, bewies.

Laut aufschreiend warf sich Regine neben dem Todten auf die Knie, und bedeckte seine herabhängende, schneeweiße Hand mit Küssen. Ulla stand, ohne ein Wort zu sagen, regungslos neben der Leiche. Nur das Zucken ihrer Lippen deutete auf die heftige Regung in ihrem Innern. Plötzlich schien sie die Sprache wiederzufinden.

„Mein Sohn!“ rief sie mit schauerlichem Tone. „Er war mein Sohn, und ich habe ihn ermordet Ich gab Peter den Rath ihn in Young-Gatt zu überfallen, und da das Unternehmen mißglückte, suchte er ihn am Bord des Schiffes auf.“

„Nein! Ihr seid unschuldig, Ulla! Ich bin's die ihn in den Tod gelockt!“ rief Regine händerin-

gend. „Wir lernten uns in Hamburg kennen, wir liebten uns, wegen mir übernahm er das Kommando des Kapers, mit dem er die Insel blokirte.“

Der Wahnsinn schien Ulla's Sinne wieder zu umdunkeln. Sie zeigte auf den Boden.

„Sie sind falsch!“ flüsterte sie. „Die Untern sind falsch. Sie sagten mir: der Vater sei in der Nähe, und es war der Sohn. — Komm laß uns gehen! Sie sind hier! Sie umstehen uns! Siehst Du, wie sie höhnisch lächeln? Es ist keine Treue bei den Todten noch bei den Lebendigen.“

„Nein Ulla, Ihr irrt Euch!“ rief Regine mit aller der ihr eigenen Leidenschaftlichkeit. „Dieser Todte war treu, und auch ich, die Lebendige, will ihm im Tode treu sein!“

Sie drückte mit den letzten Worten einige glühende Küsse auf die kalte Stirn des Erschlagenen, faßte dann Ulla's Hand, und zog sie nach der Thüre des Thurmes. Von dort waren etwa hundert und achtzig Schritte bis zum südlichen Klippenrande. Beide gingen Hand in Hand mit schnellen Schritten

bis dorthin. Es war, als ob sie sich verabredet hätten, und doch hatte Keine ein Wort gesagt. Unten, in einer Tiefe von hundert und fünfzig Fuß, brandeten die Wogen in dem zerklüfteten Gestade.

„Willst Du?" fragte Ulla mit schaurigem Tone.

„Ja!" rief Regine mit fester Stimme. —

Beide umfaßten sich, sie neigten sich über den Abgrund, ein Sprung — und die Wellen rissen bei ihrem Zurückprallen zwei zerschmetterte Leichen weithin in die See. — — —

Es war einige Wochen später, als der Stadtschreiber, Peter und Margarethe, sich in dem Zimmer des Majors befanden. Der alte Mann schien geweint zu haben. Er starrte mit gefaltenen Händen vor sich hin.

„Sie hat mir durch ihren heftigen, leidenschaftlichen Sinn immer viel Kummer gemacht, das Unglückskind, aber ich wollte dennoch gern sterben, wenn ich sie damit in's Leben rufen könnte;" sagte er schmerzlich. „Was sie nur zu der That bewogen haben mag? Doch ich will nicht grübeln —"

„Ich kann nicht glauben, daß sie vorsätzlich sich

den Tod gegeben;" sagte Siemons. „Man hat sie mit meiner unglücklichen Schwester nach dem Klippenrande gehen sehen. Gott weiß, was diese vorgehabt! Aus den Papieren ging hervor, daß der Kapitain Jobst Springer ihr Sohn, der Sohn des Mannes, durch den sie verführt und deshalb tiefsinnig ward, gewesen. Hat sie sich nun von der Klippe stürzen, Regine sie von der That abhalten wollen, und ist in diesem Bestreben mit hinunter gestürzt —"

„Stellen wir Gott die Sache anheim!" fiel der Major ihm tiefseufzend in die Rede. „Dies wilde verlangende Herz schien nur im Tode Ruhe finden zu sollen. Dennoch wünschte ich, sie hätte mich zuerst in die Grube gehen lassen."

Peter blickte Margarethen während dieser Reden wehmüthig an. Ihr hatte er, während er an seiner Wunde darniederlag, wenn sie ihn mit Erlaubniß des Vaters besuchte, Alles was er wußte anvertraut. Sie hatte ihm dagegen gesagt: wie sie geahnt, daß Regine irgend ein Verhältniß habe, das verborgen bleiben solle, da solche stets darauf bestanden, allein

und abgesondert wohnen zu wollen, und als sie einst bei unvermutheter Erkrankung des Vaters solche in ihrem Zimmer zur Nachtzeit aufgesucht, sie nicht daheim gefunden. Die auffahrende Gemüthsart der Schwester habe sie abgehalten sie deshalb zur Rede zu setzen, auch habe sie den Vater nicht mit einer Entdeckung betrüben wollen; überdies habe ihr Regine in einem vertraulichen Augenblicke einst gesagt: sie sei mit einem Fremden verlobt, den sie aber erst nach Beendigung des Krieges heirathen könne, und den sie in Hamburg kennen gelernt habe. Peter und Margarethe waren darauf überein gekommen, weder dem Major, noch dem Stadtschreiber, etwas von dem was sie wußten zu sagen, da es nur dazu gedient haben würde, den Schmerz des Einen wie des Andern zu vermehren. —

Ein halb Jahr später waren Peter und Margarethe Mann und Frau. Bei dem kirchlichen Aufgebot wurde es öffentlich kund, daß die Sage, welche den jungen Mann als einen unehelichen Sohn Ulla's, oder des Stadtschreibers genannt, gänzlich falsch, sondern er wirklich ein Neffe des letztern, der Sohn eines entfernten Verwandten in Bremen sei. Obwohl

auf Helgoland nun Niemand mehr an dem Muthe des jungen Mannes zweifelte, so entsagte er dennoch freiwillig dem Gewerbe des Seemanns. Sein wissenschaftliches Streben zog ihn mehr zur Feder, und als Herr Siemons Alters halber sein Amt niederlegte, ward Peter einmüthig erwählt, den Verwandten zu ersetzen. — —

Desolation.

„Es mag durch Kunst die Schlang' im Feld
Zu zähmen Dir gelingen,
Doch die, die unser Herz umhüllt,
Vermag kein Spruch zu zwingen."

Byron.

Zwischen Montreal und la Chine, — etwa eine deutsche Meile von ersterer Stadt — liegt am Ufer des St. Lorenzstromes ein einsames Landhaus. Die Umgegend erscheint reizend, zumal bei Sonnenuntergang, wenn die Wellen des sich hier zu einem See erweiternden Stromes im letzten Abendstrahle glänzen. Ein südlicher Hauch scheint dann, zur Ueberraschung des Beschauers, auf der canadischen Landschaft zu ruhen. Die Luft ist so rein, so durchsichtig, die Felder, Bäume und Sträucher erscheinen in ein so üppiges Grün gekleidet, daß, wenn man nicht den eigenthümlichen Wuchs der amerikanischen Eichen, das Blatt des Hickorynußbaums, oder des in Massen vorhandenen, sich bereits mit herbstlichem Roth bekleidenden Sumach bemerkte, man eher an den Ufern des Rheins, als in Canada sich zu befinden vermuthen könnte. Nur wenn man,

zwischen den riesigen Eichen hindurch, auf den Strom blickt, und das Auge eines der landesüblichen ‚bateaux,‘ gefüllt mit Indianern, die der Hauptstadt zurudern, erfaßt, wenn man ihre malerischen Gewänder, das Glitzern der Tomahawks, vor Allem die schöne Gestalt ihres im Kahne aufrechtstehenden Führers sieht, dann erst erscheint Scene und Umgegend amerikanisch. —

So schön und zur Niederlassung einladend aber auch das Gelände erscheinen mag, so dachte doch der Erbauer des Landhauses ‚les cedres‘, wie es gewöhnlich, wegen einer in der Nähe befindlichen Gruppe dieser Baumart, genannt ward, weniger daran, als an die Einsamkeit, die Abgelegenheit von jeder frequenten Landstraße, da er den Wohnsitz wählte. Mr. Eduard Sommers, oder der ‚Squire von les cedres‘, meist aber von den Bauern französischer Abkunft ‚Monsieur le muet‘ genannt, war eine sehr eigenthümliche Personage. Er war nicht eben menschenscheu, denn man sah ihn nicht nur täglich auf weiten Spaziergängen, die er ganz besonders liebte, er erschien auch nicht selten in den Hütten armer oder kranker Nachbaren, denen er dann gewöhnlich eine

Geldunterstützung zurückließ, oder ärztliche Hülfe sandte, aber der Mann war stets so still, so in sich gekehrt, daß es Niemand in der ganzen Gegend gab, der ihn je zehn Worte hintereinander hatte sprechen hören. Mr. Sommers war übrigens allgemein geachtet, und die Achtung ward noch durch den Umstand erhöht, daß er für sehr reich galt. Wie man sagte, war er in seiner Jügend Beamter der Hudsonsbai-Kompagnie gewesen, und hatte als solcher längere Jahre in einem einsamen Fort am Sclavensee, einem der entlegensten Pelzhandelsposten, zugebracht. Jetzt war er einer der bedeutendsten „Partner" der Gesellschaft. So oft sich aber auch die Theilnehmer der letztern zu Montreal oder Quebeck versammelten, niemals ward Mr. Sommers in ihrer Mitte erblickt. Ihn vertrat dann sein Sohn, welcher in einem bedeutenden Handelshause als Volontair arbeitete, und mancher der ältern Herren schüttelte den Kopf, daß Sommers sein bedeutendes Interesse einem jungen, noch nicht mündigen Manne anvertraute, sein gewichtiges Votum bei allgemeinen Angelegenheiten aber einem Handelshause überlassen hatte, mit dem er in fast gar keiner Berührung

stand. Nur wenige der nächsten Nachbaren, vorzüglich nicht die aus der gebildeten Klasse, kannten den „Squire von les cedres". Besuchten sie ihn einmal, so ließ er sich zwar nicht verläugnen, aber sie langweilten sich bei dem zwar verständigen, aber äußerst einsylbigen Manne, der erst dann etwas gesprächiger wurde, wenn man Anstalten zum Aufbruch machte. Am mittheilendsten erschien Mr. Sommers, wenn Jemand irgend ein Anliegen hatte. Er ging dann gründlich in ein kurzes Gespräch ein, half, wenn es in seiner Macht stand, oder gab guten Rath, wenn die Gewährung des Wunsches außer den Gränzen seines Wirkungskreises lag. Sein regelmäßiges, offenes Gesicht, nahm dann gewöhnlich einen lebendigern Ausdruck an, und ein theilnehmendes Eingehen in die Verhältnisse des Andern war unverkennbar. In einer Angelegenheit indeß durfte man von ihm weniger Rath und Hülfe erwarten, und selbst ein darauf bezügliches Gespräch schien ihm schon unangenehm zu sein. Es war dies das Geschäft, dem er, so zu sagen, seine ganze Jugend gewidmet, und dem er sein großes Vermögen verdankte, — der Pelzhandel. Sprach man

über diesen, so nahmen seine Züge sogleich einen düstern Ausdruck an, er brach so schnell als möglich davon ab, und schloß gewöhnlich mit der Versicherung, daß er seit vielen Jahren sich nicht um dies Geschäft bekümmert habe, und deshalb über nichts Auskunft, vielweniger Rath ertheilen könne. Was aber am allermeisten auffiel war, daß, als einst der Sohn eines seiner ärmern Nachbaren als ‚Voyageur‘, wie die französischen, oder ‚Trapper‘, wie die englischen Kolonisten die Jäger der Hudsonsbai-Compagnie nennen, in die Dienste der letztern gehen wollte, Mr. Sommers, ohne alle äußere Veranlassung, in dem Hause des Vaters des jungen Mannes erschien, und diesem nicht nur sein Vorhaben ausredete, sondern ihm auch dreißig Pfund Sterling zu einem anderweitigen Etablissement schenkte. Wie der Jüngling äußerte, hatte Sommers den Pelzhandel ein ‚fluchwürdiges Geschäft‘ genannt und gesagt, daß an jedem ‚Biberfell‘ ein Tropfen Herzblut eines Indianers oder eines Weißen hänge; eine Aeußerung, die in dem Munde eines ‚Partners‘ der Kompagnie doppelt auffällig erschien. —

Was ‚les cedres‘ nur noch einsamer erscheinen ließ, war die mit dem Wohlstand des Besitzers be-

sonders kontrastirende Anzahl der Bewohner. Der Hausherr hatte nur einen einzigen Diener, an welchen er sich seit langen Jahren gewöhnt hatte. Mistreß Sommers, seine Gattin, hätte außer zwei weiblichen Dienstboten gern noch für mehrere zum häuslichen Komfort nöthige gesorgt, aber sie wußte, wie unangenehm ihrem Manne jedes neue fremde Gesicht war, und somit war sie hocherfreut, als ihr dieser einst vorschlug, zu ihrer Unterstützung im Hauswesen eine entfernte Verwandte aus New-York zu sich zu nehmen. Es hätte in der That keine bessere Wahl getroffen werden können. Fanny White war ein äußerst einfaches, dienstfertiges, wohlunterrichtetes, dabei ungemein liebenswürdiges und schönes Mädchen. Sie hatte Vater und Mutter früh verloren, befand sich als Gehülfin der Hausfrau in dem Hause eines Kaufmanns, wo sie eben nicht das beste Loos hatte, und sah es als eine Fügung des Himmels an, als sie eine Einladung von ihrer Verwandtin nach ‚les cedres‘ erhielt. In Kurzem ward sie der Liebling der Mistreß Sommers, und auch der Hausherr gewöhnte sich so schnell an sie, daß er oft, im Gespräche mit seiner Frau, die Idee zur Auf-

nahme Fanny's ‚einen guten Gedanken' nannte. In der That mußte Jeder das Mädchen lieb haben, der es selbst zum erstenmale sah. In diesem Auge lag eine solche Seelenreinheit, in den schönen edlen Zügen so viel Herzensgüte mit Geist gepaart, daß man sich sogleich zu Fanny hingezogen fühlte. So wortkarg Mr. Sommers auch für gewöhnlich war, so hatte er es doch gern, wenn Fanny ihm etwas vorplauderte, und da ihre Unterhaltung meist wissenschaftliche Gegenstände betraf, so ward Jener manchmal unvermerkt so darin verwickelt, daß er gesprächiger als sonst erschien. Niemand freute sich in solchen Momenten mehr als die Hausfrau. Sie hing mit der liebendsten Sorgfalt an ihrem Manne. Ihr noch in den vierziger Jahren schönes Gesicht war, so zu sagen, die sichtliche Barometerscale der Seelenstimmung ihres Gatten. War dieser trübe gestimmt, blickte er, wie er oft zu thun pflegte, düster vor sich hin, so erschien auch ihre Stirn umwölkt. Ohne ihn mit Fragen zu quälen, — sie wußte zu gut, daß diese die Qual einer geängstigten Seele nur vermehren, — suchte sie ihn in ein wissenschaftliches Gespräch mit Fanny zu verwickeln,

und man sah eine versteckte Freude in ihren Blicken glänzen, wenn ihr die unschuldige List gelungen war. Sie dehnte die letztere auch dahin aus, daß sie Fanny bei Zeiten davon unterrichtet hatte, wie ein Gespräch über seine früheren Reisen, in Geschäften der Kompagnie, ihren Gatten stets sehr mißlaunig mache, und das Mädchen vermied nun sehr sorgfältig, Herrn Sommers nur mit einer Sylbe an jene zu erinnern. —

Es war eines Tages, als der Hausherr, mehr denn je in trüber Seelenstimmung, seinen Spaziergang in den angrenzenden Eichenwald angetreten hatte, und Mistreß Sommer und Fanny in einem Gespräch am Fenster des Wohnzimmers mit weiblicher Arbeit beschäftigt beisammen saßen. Man hatte hier einen Blick in den vor dem Hause liegenden Garten, und konnte vorzüglich den breiten Gang, der nach dem großen Eingangsthore führte, bequem übersehen.

„Also schon vor Ihrer Verheirathung?“ fragte Fanny, in dem Gespräch fortfahrend, indem sie die Hausfrau anblickte.

„Allerdings!“ erwiederte diese. „Als ein fröhlicher, junger Mann, zog er in jene Einöden nach

Norden, und selbst dort unter den größten Entbehrungen bewährte sich seine immer gleiche gute Laune. Ich bewahre noch alle die Briefe, die er mir von Fort Chippewyan, und später aus dem am Sclavensee schrieb. Es gab kaum etwas Unterhaltenderes als die Schilderungen jener Lebensweise in so hohen Breiten, mitten in einer Oede, die nur selten der Fuß eines Weißen betrat, wo Alles anders ist, wie in den bewohnten Gegenden, und das, was wir für ein dringend nöthiges Lebensbedürfniß halten, schon als ein Luxusartikel betrachtet wird. So viel aber auch Sommers entbehrte, er nahm alle diese Entbehrungen nur von der komischen Seite. Seine Briefe sind voll von Scherzen darüber, sie sprudeln von munterer, ja muthwilliger Laune. Wie sehr mußte ich aber erstaunen, daß solche nach einer Reise voll ungeheurer Beschwerlichkeiten, die ihm aufgetragen worden war, um ein anderes Etablissement der Kompagnie zu besuchen, plötzlich die düsterste Färbung annahmen. Er schrieb, daß, obwohl ihm dort der Platz eines Hauptagenten mit einem äußerst bedeutenden Gehalte angetragen worden, er diesen nicht annehmen werde, das er vielmehr um seine Entlas-

sung eingekommen sei, und sich um eine untergeordnete Stelle in dem Bureau der Kompagnie zu Quebeck beworben habe. Als er zurückgekehrt, war aus dem so heitern Jünglinge ein tiefernster Mann geworden. Wir heiratheten uns nun. Sein Fleiß, seine Umsicht, hoben ihn bald von einem Posten zum andern, er ward ‚Partner' der Kompagnie, sein Vermögen wuchs, plötzlich aber schied er gänzlich aus dem Dienste der Kompagnie, und wir zogen uns auf dies Landhaus zurück!" —

„Und Sie konnten niemals vermuthen, was diese Umwandlung bewirkte?" fragte Fanny.

„Niemals;" versetzte Mistriß Sommers. „Ich dachte Anfangs, es seien die Beschwerden jener Reise gewesen, die ihm das Leben in der Wildniß so verleidet hätten, aber er hatte vorher mehrere ähnliche gemacht, und mir dann oft geschrieben, daß er sich nie so froh, so frei, so stark gefühlt, als im Kampfe mit der Natur in jenen unerforschten Einöden, und in Ertragung der damit verbundenen Beschwerden."

„Haben Sie ihn denn niemals gefragt, was ihn quäle?" fragte Fanny mit theilnehmendem Tone. „Er liebt Sie so sehr, er würde Ihren Bitten um

Aufklärung nicht haben widerstehen können. Es würde ihm gewiß ein Trost geworden sein, wenn er sein Herz auf diese Weise hätte ausschütten können."

„Einmal habe ich es gethan, aber dann niemals wieder," erwiederte die Hausfrau, mit tiefem Seufzer. „Er schien einen Augenblick im Begriff mir zu antworten, dann aber sprang er plötzlich auf und rief mit herzzerreißendem Tone: ‚Nein, Du darfst es nicht wissen! Es ist entsetzlich! Du kannst es nicht ertragen'. Er bat mich sodann, nie wieder deshalb eine Frage an ihn zu richten."

„Sonderbar!" sagte Fanny, mit inniger Theilnahme auf die Hausfrau blickend. „Bei alledem muß doch jene Reise, die seine Gemüthsart so veränderte, von wichtigen Ereignissen begleitet gewesen sein. — Sprach er denn nie von solchen?"

„Er vermied stets von dieser Reise zu reden. Geschah es aber, so that er es nur in allgemeinen Ausdrücken. Er sagte: er sei durch Mangel an Lebensmitteln in furchtbare Lagen gerathen, und habe mehrere Gefährten durch Hunger und Krankheit verloren."

„Es wundert mich nur," sprach Fanny, „daß

die Länge der Zeit nicht die Eindrücke jener Tage verlöscht hat.“ —

„Gemildert hat sie sie dennoch;“ versetzte Mistriß Sommers. „Er ist jetzt viel ruhiger als früher, wo Eins oder das Andere sie immer wieder auffrischen mochte. Sein Seelenzustand war dann manchmal der traurigste, und ich fürchtete oft das Aergste davon. Besonders war dies der Fall, wenn er den Besuch eines Mannes erhielt, der ihn auf jener Reise begleitet hatte.“

„Konnten Sie denn von diesem nichts erfahren, was hätte Aufschluß geben können?“ fragte Fanny lebhaft.

„Nein, mein Kind;“ erwiederte Jene. „Offen gestanden: ich habe es auch nie versucht. Der Mensch war mir so in der Seele zuwider, daß ich mich zwingen mußte, um nur nicht die gewöhnliche Höflichkeit bei Seite zu setzen. Ich vermied jede Unterhaltung mit dem überdies ganz rohen, ungebildeten Manne. Er war einer jener ungeschlachten, halbwilden ‚Voyageurs‘, die nur wenig über dem Indianer, ja, ich möchte fast sagen, in manchen Stücken noch unter diesem stehen, auf den ich indeß

einige Rücksicht nehmen mußte, da er ein alter Bekannter meines Mannes war. Jetzt ist er gewiß längst todt, denn es sind wohl schon zwölf Jahre, seit er damals bei uns in Quebeck war. — Uebrigens," fuhr die Hausfrau nach längerer Pause fort, „danke ich Gott, daß mein Mann Willens ist, William seine ‚Partnerschaft' an der Kompagnie gänzlich abzutreten, und sich eine Jahresrente vorbehalten will. Wenn er durch nichts mehr an das unglückliche Handelsgeschäft erinnert wird, so kann sein Gemüthszustand nur dabei gewinnen."

„Und Sie erwarten in Kurzem Ihren Sohn?" fragte Fanny.

„Jeden Tag;" fiel mit heiterer Miene Mistriß Sommers ein. — „Bereite Dich nur," fuhr sie lächelnd fort, „einen ganz hübschen, jungen Mann kennen zu lernen. Er ist ganz das Abbild seines Vaters, wie dieser in der Zeit unserer ersten Bekanntschaft war. Nur noch stattlicher ist William, entschiedener, fester. Das kommt daher, weil er schon weite Reisen gemacht hat. In Europa ist er gewesen, auch in Brasilien und Buenos Ayres.

Jetzt hat er, um sich, wie er sagt, ein wenig in dem Geschäft der Kompagnie zu orientiren, eine Reise nach den Forts der Kompagnie gemacht. Auch das am Sclavensee hat er besucht, und so die meisten Handelsstationen, bis dahin, wo diese mit denen der Nordwestkompagnie zusammenstoßen. Einen jungen Indianer bringt er mit, der sich an ihn mit besonderer Anhänglichkeit angeschlossen hat. — Aber sieh einmal!" sagte die Hausfrau, indem sie aufstand und zum Fenster hinausblickte. „O, mein Gott! Mein Gott!" setzte sie mit Zeichen der Ueberraschung, oder vielmehr des Schreckens hinzu. —

Fanny blickte zum Fenster hinaus. Sie sah einen ältlichen Mann von starker untersetzter Figur, doch schon etwas gekrümmten Rücken, ziemlich raschen Schrittes, den Hauptgang nach dem Hause zu kommen. Er trug die gewöhnliche Tracht der canadischen Pelzjäger. Eine Mütze von Biberfell deckte das bereits ergrauende Haupt, eine grüne, ziemlich verschossene Jacke den Oberkörper. Kamaschen von Hirschleder reichten bis auf die halben Schenkel herauf. Auf dem Rücken hatte er eine Stutzbüchse, an der Seite eine Jagdtasche, welche von seinen Habseligkeiten

angefüllt schien, im Gürtel steckte ein sogenanntes ‚Bowiemesser‘.

„Mein Kind,“ sagte Mistriß Sommers jetzt eilig zu Fanny, „dieser Mensch ist ein Bekannter meines Mannes. Du weißt indeß, wie diesen jeder unerwarteter Zuspruch zu beunruhigen pflegt, und so will ich ihm entgegengehen und ihn auf den Besuch vorbereiten. Empfange den Fremden deshalb. Sage ihm, wir wären spazieren gegangen und würden bald wieder hier sein.“

Schnell ging Mistriß Sommers nach den letzten Worten aus dem Zimmer, und Fanny hörte, wie sie eben so rasch durch die Hinterthür das Haus verließ. Gleich darauf trat der Fremde in das letztere. Das Mädchen ging nach der Thür und nöthigte ihn einzutreten. Er unterschied sich wenig von den ‚Voyageurs‘ der Kompagnie, wie solche Fanny in Montreal und Quebeck gesehen hatte. Obwohl er bereits die Sechszig erreicht haben mochte, so war er dennoch ein Bild plumper Kraft, und seine Haltung schien mehr durch Gewohnheit, als durch die Jahre gekrümmt zu sein. Gesicht und Hände waren von Wind und Wetter geröthet und durchfurcht. Der

Ausdruck seiner Züge hatte etwas Düsteres, dabei Rohes und Gemeines.

„Ist Eduard Sommers daheim?“ fragte er in breitem schottischem Dialect und gemeiner Aussprache, indem er zugleich die Flinte von der Schulter nahm, und sie ohne weiteres an einen Stuhl lehnte. „Wenn er daheim ist, so sagt ihm, ein alter Bekannter sei gekommen, ihn zu besuchen. — Thomas Ogilvie heiß' ich.“

„Herr und Mistriß Sommers sind spazieren gegangen, sie werden indeß in Kurzem zurückkehren;“ versetzte Fanny, den Fremden, der einen ungemein widrigen Eindruck auf sie machte, von Kopf bis zu den Füßen anblickend. „Gefällt es Euch, ein wenig zu warten? Mr. Sommers kann nicht lange ausbleiben.“

„O, ich warte schon bis er zurückkehrt;“ versetzte der Fremde, mit einem gewissen Hohn im Tone.

Ohne Umstände nahm er nun die Jagdtasche von der Schulter, warf sie neben die Flinte, und sich auf einen Stuhl, der dem, auf welchem Fanny gesessen hatte, gegenüberstand.

„Wie sich Eduard Sommers so hübsch einge=

richtet hat!“ sagte der Pelzjäger, indem er sich im Zimmer rund umsah. — „Nun, immer hat er es auch nicht so gehabt! Als wir im Fort Croßpoint am Sclavensee zusammensteckten — Ihr müßt wissen, Miß, dies ist das verteufeltste Nest auf dem ganzen Gebiete der Kompagnie — und dort einen langen Winter mit einander zubrachten, sah man nichts von allen den hübschen, blanken Schnurpfeifereien, die hier im Zimmer sind. Ein Fell des grauen Bärs über eine hölzerne Pritsche gebreitet, war das Sopha und Bett in Sommers' Gemach, darneben stand ein Tisch und ein Stuhl, den ich mit dem Beil gut und übel gezimmert, an der Wand hing ein Rasierspiegel, an Werth von einem Schilling, und dieser, so wie ein verräucherter Kupferstich mit dem alten King Georg, waren die sämmtlichen Zierrathen. Bei mir in Fort Chippewyan sieht es heute noch nicht eben übertrieben zierlich aus, während Sommers, wie ich sehe, sich ein ganz anderes Nest gebaut hat. Nun, immerhin! Wer das Kreuz hat, der segnet sich zuerst. Das ist so der Lauf der Welt. Wir können nicht alle reich sein. Denken aber sollte ein Jeder, der es geworden, daß er einst

arm gewesen, und thut er das nicht, so sollte man ihn daran erinnern. — Seid Ihr nicht auch der Meinung, Miß?"

„Ich," sagte Fanny lächelnd, „bin nicht reich, und werde es wohl auch niemals werden. Ich weiß mithin nicht, wie ich mich in einem solchen Falle benehmen würde. Was aber Herrn Sommers anlangt, so thut er den Armen viel Gutes."

„Thut er? Nun ja, man kennt dies schon! Die Reichen werfen einem armen Teufel, wenn sie gerade bei guter Laune sind, eine Brodrinde hin."

Mit Herrn Sommers ist es ein anderer Fall;" fiel Fanny lebhaft ein. „Es macht ihm Freude, den Armen beizustehen, wie ich, obwohl ich erst kürzere Zeit in seinem Hause bin, selbst bezeugen kann."

„Wirklich? Nun zu einem solchen Vergnügen kann ich ihm Gelegenheit verschaffen;" erwiederte der Pelzjäger mit einem höhnischen Lachen. — „Ihr müßt nicht etwa denken, Miß," fuhr er fort, indem seine von Natur düstern Züge sich nur noch mehr zusammenzogen, „daß ich ein Bettler sei, der wegen früherer alter Bekanntschaft komme, Eduard

Sommers um eine Gabe anzusprechen. Pfui Teufel! So hat sich Tom Ogilvie noch nie weggeworfen, und hat es auch nicht nöthig, so lange die da" — er zeigte auf seine Büchse — „in gutem Stande ist. Ehe ich das thäte, verhungerte ich lieber, oder ich ginge hinaus in die Wildniß, richtete das Rohr gegen diesen alten Schädel, und drückte los. Niemand würde gehen mich aufzusuchen, ginge aber zufällig ein Tschippewä oder ein Hundsrippen-Indianer vorbei und sähe mich liegen, so würde er einen Haufen Steine über mir aufthürmen, und späterhin kein Mensch mehr fragen, wer darunter liegt. — Wie gesagt: Geld ist's nicht, das ich von Eduard Sommers zu verlangen komme, oder vielmehr, ich verlange gar nichts für mich, und wenn ich einen Dienst für einen Andern von Eduard Sommers anspreche, so weiß ich, daß ich solchen im Nothfall fordern kann. Er selber aber weiß es noch besser. — Doch lassen wir das! — Ihr seid in Diensten des Hauses?"

„Das eben nicht. Ich bin eine Verwandte der Hausfrau;" versetzte Fanny.

„So! — Und da wird Eduard Sommers ge-

wiß auch für Eure Zukunft sorgen, Euch ausstatten, wenigstens wenn Ihr heirathen solltet?"

„Er hat selbst einen Sohn, gesetzliche Ansprüche habe ich durchaus nicht;" entgegnete das Mädchen unbefangen. „Ich zweifle indeß nicht, daß in einem solchen Falle sich Herr Sommers gütig zeigen würde. — Meine Ausstattung," setzte sie lachend hinzu, „würde ihn auch eben nicht ruiniren, da, wenn ich mich verheirathete, mein Zukünftiger wohl schwerlich mehr als ein kleiner Farmer, oder ein Unterbeamter der Kompagnie sein würde. Meine Bedürfnisse sind so gering, wie meine Anforderungen an das Leben. Meine Eltern mußten sich kümmerlich behelfen, und so kann ich es auch. Ich betrachte meine jetzige Lebensweise blos als eine glänzende, sich für mich eigentlich nicht passende Uebergangsperiode."

„Ihr seid ein so vernünftiges als hübsches, junges Frauenzimmer, Miß," rief Ogilvie mit lebhaftem Antheil. „Ich glaube, Ihr hättet wohl Courage genug, um mit einem Manne mitten in der Wildniß, in einem unserer Handelsforts, zu leben?"

„Warum nicht, wenn ich ihn liebte?" sagte

Fanny, die Frage für einen Scherz nehmend, und in diesen eingehend. „Ich würde mich, in diesem Falle, weder vor dem Tomahawk der Indianer, noch vor dem nordischen Winter fürchten."

„Bravo, Miß!" rief der Pelzjäger. „Was würdet Ihr aber sagen, wenn ich einmal wieder herkäme, wenn ein junger Agent der Kompagnie mich begleitete, und ich Euch dann an Euer Wort erinnerte?"

„Ei, Ihr scherzt! Der Fall wird nicht eintreten;" sprach Fanny lachend.

„Nein, es ist mein Ernst!" sprach Ogilvie. „Was würdet Ihr erwiedern, wenn ein junger Agent aus FortChippewyan käme und um Euch anhielt?"

„Ich würde," sagte Fanny in vorigem Tone, „mir den Mann ansehen, ihn kennen zu lernen suchen, und dann: ‚Nein', oder — ‚Ja' sagen."

„Gut! — Gut! — Es bleibt dabei; — gebt mir Eure Hand darauf!" rief der ‚Voyageur'. „Daß Eduard Sommers, entweder aus eigenem Antriebe, oder indem ich ihm zwei Worte in's Ohr flüstere, — Euch eine Ausstattung giebt, wie einer Lordstochter, dafür laßt *mich* sorgen."

„Ihr trauet Euch einen großen Einfluß zu, Sir;“ sagte lachend das Mädchen. „Freilich, da Ihr ein alter Bekannter, ein Freund des Herrn seid —“

„Ein Freund? — Hm, ja! Es giebt Freundschaften verschiedener Art, und die auf noch verschiedenere Weise geschlossen wurden;“ unterbrach sie der Pelzjäger mit einem sonderbaren heisern Lachen. „Manchmal erinnern sich die Freunde nicht gern an die letztere, und da muß man ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Mit diesem ist es überhaupt ein eigenes Ding. Es giebt Leute, die eine große Summe für ein gutes Gedächtniß hingäben, während andere noch weit mehr bezahlten, wenn sie dies oder das vergessen könnten.“

„Wenn Ihr meint, Sir,“ sagte Fanny, „daß Mr. Sommers, weil Ihr ihn arm gekannt, Euch vergessen haben würde —“

„O, nein,“ unterbrach sie der Pelzjäger, „das meine ich nicht! Er erinnert sich meiner, und wenn wir uns seit einem halben Jahrhundert nicht gesehen hätten. Ihr sollt einmal sehen, was der Mann für eine Freude über meinen Besuch haben, und wie er Tom Ogilvie beim ersten Blick wieder erkennen wird.“

Der ‚Voyageur' lachte laut, als er diese Worte sprach, aber es lag etwas so Eigenthümliches, fast Grimmiges in diesem Lachen, daß Fanny dadurch zusammenschrak. Dies war um so mehr der Fall, als der Pelzjäger auf einmal in seinen frühern finstern Ernst überging, seine breite schwielige Hand auf ihren Arm legte und sagte:

„Glaubt mir, Miß, Tom Ogilvie ist nicht der Mann, der sich irgendwo in einen Winkel, oder vor die Thüre stellen läßt, und er hat vor keinem Menschen, der reich ist, jemals einen Katzenbuckel gemacht. Im Gegentheil, es hat Augenblicke in meinem Leben gegeben, wo ich, der Arme, der vom Schicksal Gehetzte, irgend einen Begünstigten, der die Nase hoch trug, beim Genick packen konnte, wie der Hatzhund das Kaninchen beim Genick packt, und wenn ich ihn dann tüchtig schütteln und wieder laufen lassen konnte, so ist mir das immer eine Lust gewesen."

Die Züge des Mannes trugen in diesem Augenblicke einen solchen Ausdruck von Grimm, Grausamkeit und tödtlichem Haß, daß das Mädchen schauderte, und der Meinung war, wie das Bild,

welches Ogilvie bei seinem Gleichniß gewählt, ein ungemein passendes sei.

Sie war dabei sehr still geworden, und suchte eben ein anderes Thema der Unterhaltung auf, als sich die Thür aufthat und Mr. Sommers mit seiner Gattin eintrat.

Er sah ziemlich bleich aus, und es kam Fanny vor, als ob er bei dem Anblicke des Pelzjägers wie überrascht zusammenfahre. Ogilvie schien dies zu bemerken, jedoch ohne eben unangenehm davon berührt zu werden.

„Ei, Sir," rief er lachend, indem er sich erhob, „ich hoffe, Ihr erschreckt nicht, daß der alte Tom noch auf der Welt ist und Euch heimsucht! Ja, es ist nicht anders! Noch haben mich die Sioux nicht scalpirt, die Bären nicht gefressen und die Wellen des Saskatschewan nicht verschlungen, wenn es auch gute Freunde gegeben hätte, die bei der Nachricht nicht eben vom Schlage getroffen worden wären."

„Seid mir willkommen, Tom! — Ich hoffe, es ist Euch wohlgegangen?" sagte Sommers, ihm, wie es Fanny vorkam, mit einem gewissen Widerstreben die Hand reichend.

„Prächtig; ich bin nicht verhungert;" erwiederte der Pelzjäger kurz.

„Ihr seid auf der Reise nach Montreal? — Ich hoffe, Ihr ruht einen Tag oder länger bei uns aus;" sprach Sommers gefaßter.

„Oder länger?" wiederholte Ogilvie lächelnd. „Ich danke Euch, wenn dies Eure aufrichtige Meinung ist. — Morgen früh," setzte er mit rauhem Tone hinzu, „gehe ich nach Montreal. Ich habe ein Geschäft dort. Nachher reden wir davon."

„Mistriß," sagte er mit mehrerer Freundlichkeit zu der Hausfrau, indem er aus dem Jagdranzen ein Packet herausnahm und aus diesem drei wunderschöne Biberfelle entrollte, „hier eine kleine Vergütung für die Unruhe, die ich verursache."

Madame Sommers nahm das Geschenk mit Freundlichkeit auf, doch konnte man eine gewisse Aengstlichkeit dabei bemerken. Da es bereits Zeit zum Abendessen war, so wurde die Tafel servirt, das Gepäck des Pelzjägers nach einem Gastzimmer gebracht, und die Gesellschaft ließ sich zum Essen nieder.

Die Unterhaltung bewegte sich Anfangs sehr ein-

sylbig und gespannt. Mr. Sommers sprach nach seiner Gewohnheit äußerst wenig, die Hausfrau that einige Fragen an den Pelzjäger, die sein Hauswesen betrafen, und die dieser ziemlich kurz beantwortete. Für Fanny schien der Fremde eine gewisse Vorliebe zu empfinden, denn während in seinen Reden, wenn sie an den Wirth oder dessen Gattin gerichtet wurden, eine Art Trotz zu bemerken war, zeigte sich in seiner Unterhaltung mit dem Mädchen weniger Gezwungenes, ja es machte sich selbst eine gewisse Freundlichkeit bemerklich. Da auf der Tafel ein paar Flaschen Claret standen, so reichte der Hausherr eine davon Fanny hin, um ihrem Nachbar einzuschenken, aber der Pelzjäger breitete seine Finger über das Glas. —

„Erst sprechen, dann trinken;“ sagte er kurz. „Ich muß Euch erst sagen, was mich nach Montreal führt, dann trinke ich ein Glas, wenn auch nicht von dem Zeuge da,“ — er wies auf den Wein, — „sondern ein Glas Rum, wie ich es gewohnt bin, und wie Ihr es auch gewohnt waret, ehe Ihr ein reicher Mann geworden seid. — Ihr wißt, Sir,“ fuhr er fort, „daß, als ich das letztemal

Euch besuchte, mein Weib gestorben, und mein Sohn ein Knabe von etwa zwölf Jahren war."

„Ihr brachtet ihn auf die Schule nach Montreal und ich denke, ich habe Alles nach Euren Wünschen dort besorgt;" versetzte der Hausherr. „Meiner Meinung nach, nahmet Ihr ihn nur etwas zu zeitig wieder zurück."

„Er sollte kein Komtoirhocker werden;" fiel der Pelzjäger ein. „Lesen und schreiben sollte er lernen, und damit holla! Ich nahm ihn, als er sechszehn Jahr alt war, nach Fort Chippewyan. In der Jagdzeit begleitete er mich, außer dieser kopirte er Rechnungen auf der Station — er sollte die Federfuchserei doch nicht ganz vergessen, endlich ward er als Unteragent angestellt."

„Es geschah, als er kaum zwanzig Jahr alt war, und die Sache hat mir, wie Ihr wissen werdet, viel Mühe gekostet;" sagte Sommers.

„Hat sie? — Nun ich glaub's schon! Ein gutes Wort für einen armen Teufel einzulegen, macht den reichen und vornehmen Leuten stets viel Mühe;" erwiederte Ogilvie mit einem malitiösen Seitenblicke.

„Der Junge," fuhr er nach kurzer Pause fort,

„ist jetzt vierundzwanzig Jahre alt, und ich denke, es ist Zeit, ein Nest für ihn zu bauen, das ihn warm hält. — Ihr, Sir, dachtet auch in diesem Alter daran. Ihr hattet dafür einen bewundernswürdigen Tact und dürft Euch eben nicht über den Erfolg beschweren. Was mich betrifft, so habe ich mich nie sehr auf meinem Vortheil verstanden, und wer dafür kein Talent und sonst noch Unglück hat, dem fegt der Sturm selbst den brennenden Schwamm von der Tabackspfeife. Mit einem Worte, ich blieb ein armer Teufel. — So aber, Sir, soll es meinem James nicht gehen, und dazu sollt Ihr mir behülflich sein. — Ich denke," schloß er rauh, „ich bin Euch auch einst hilfreich gewesen."

„O, gewiß! — Ganz gewiß! — Ich habe es nicht vergessen;" sagte Sommers ängstlich.

„Ich auch nicht," sprach trocken der Pelzjäger, „deshalb spreche ich eben Euren Beistand an. Ein Dienst ist des andern werth. — Nun, seht, Sir, im Fort Saskatschawan wird jetzt eine Agentenstelle offen, und die sollt Ihr meinem Sohne verschaffen."

„Ei, Tom, wo denkt Ihr hin!" fiel Sommers

ein. „Euer Sohn ist noch sehr jung, ist erst seit vier Jahren Unterbeamter —"

„Mit kaum sechszig Pfund Gehalt!" rief Ogilvie. „O man weiß es, wie Ihr reiche Leute uns arme Teufel bezahlt! Das Lumpengehalt steht ohnehin nur auf dem Papier, denn mit dem Kredit, den die Kompagnie uns eröffnet, nehmt Ihr uns, so zu sagen, mit Leib und Seele gefangen. Wie Satan, führt Ihr uns immer tiefer und tiefer hinein, bis wir für immer Euch verfallen sind. Mit dreißig bis fünfzig Prozent Gewinn, liefert Ihr uns, was wir nöthig haben, und wenn das Jahr um ist, so haben wir nichts, als das nackte Leben, und stecken nur noch tiefer in Eurer Schuld."

„Was mich anlangt," sagte Sommers warm, „so kann ich bei Ehre und Leben betheuern, daß keine Versammlung der Associés vorgekommen ist, wo ich nicht die Sache der Pelzjäger und Unterbeamten nach Kräften vertheidigt und die Einführung eines andern Systems beantragt habe."

„Ist eines eingeführt worden? Werden wir weniger gepreßt und ausgesaugt, wie sonst?" fragte

Ogilvie, und in seinen Augen funkelte etwas wie Widerwille und Haß. „Aber so habe ich noch alle die vornehmen Herren sprechen hören. Erinnert Ihr Euch noch des alten Jak Thistlewaite, des Oberfactors, in Fort Churchil? — Das war ein schnurriger Kerl, Miß!" sagte der Pelzjäger lachend, sich zu Fanny wendend. „Sah er einen Ballen hübscher Biberfelle, so bot er stets die Hälfte des Preises, und setzte, wenn es ein Weißer war, der sie brachte, sein Ehrenwort zum Pfande, daß er nicht mehr geben könne; war es aber eine Rothhaut, so beschwor er es bei Manitou; dazu weinte er vor Rührung, daß ihm die Thränen über die Backen liefen, wenn von der Noth der ‚Trapper' oder der Indianer die Rede war, betrog aber beide indeß nach Möglichkeit. — Was meinen Sohn anlangt, Sir," sprach er, sich wieder zu Sommers wendend, „so sage ich Euch, daß ich das Eisen, dieweil es glüht, geschmiedet haben will, und daß Ihr die Stelle ihm verschaffen müßt."

„Seid vernünftig, Tom!" fiel Sommers ein. „Was würde die Generalversammlung denken, wenn ich einen jungen Mann von vierundzwanzig Jahren

zu einer Oberagentenstelle, auf welche nur altgediente Leute Anspruch haben, vorschlage!"

„Sie würden meinen, Sir, daß Ihr seinem Vater Verpflichtungen hättet, denen Ihr Euch unter keinen Umständen entziehen könntet, und darum würden sie auf Euren Vorschlag eingehen."

Diese Worte sagte der Pelzjäger mit einem harten, fast drohenden Tone, und begleitete sie mit einem Blicke, daß Fanny davor zusammenschrak.

„Wenn ich auch gern Eure Bitte erfüllen wollte," versetzte Sommers kleinlaut, „so kommt doch ein eigener Umstand hinzu. Ich bin im Begriffe, meinem Sohn, den ich jeden Tag erwarte, meinen Antheil an den Geschäften der Kompagnie zu übergeben, und kann dann den Versammlungen derselben nicht mehr beiwohnen."

„Ihr würdet in diesem Falle," sagte Ogilvie kalt, „die Sache durch Euren Sohn müssen durchfechten lassen. — Ich denke, es ist gleich, wer einen Wechsel einzukassiren hat, wenn dem ursprünglichen Gläubiger nur die gehörige Valuta gesichert ist. Daß ich diesen aber mit Recht auf Euch ziehe, werdet Ihr wohl nicht bestreiten wollen. Ich meine, Ihr

erinnert Euch noch des Tages, an dem er ausgestellt wurde. Es war am Ufer des Kupferminenflusses, bei den Wasserfällen, dort auf der breiten Felsenplatte, die über den Strom hinaushängt —"

„Ja, Tom, ich erinnere mich Eurer Dienste ganz genau, und werde thun, was in meinen Kräften steht;" fiel Sommers mit einem eigenthümlichen, beinahe zitternden Tone der Stimme ein. „Verlaßt Euch darauf, Euer Sohn soll die Stelle haben, wenn sie nur zu erlangen ist."

„Nun, ich wußte es wohl," sagte Ogilvie lächelnd, und in einem weit mildern Tone als früher, „daß Ihr die Wünsche des alten Tom nicht unberücksichtigt lassen würdet. — Und so, Sir, denke ich, ist unser Geschäft abgemacht. Ich gehe morgen nach Montreal und reiche bei den Directoren meine Bittschrift ein, Ihr aber unterstützt sie. Jetzt trinke ich auch ein Glas Rum auf Eure und Eurer Lady Gesundheit."

Der Pelzjäger veränderte nun seinen Sprachton auffallend. Er hatte nicht mehr das Harte, Höhnische, Drohende, es war vielmehr die Sprache eines zwar ungebildeten, aber nicht unverständigen, und

mit seinem mühevollen Metier genau vertrauten Mannes. Vorzüglich richtete er seine Rede an Fanny. Er beschrieb ihr ganz ausführlich Fort Saskatschawan, das er, wie er sagte, erst ganz vor Kurzem besucht hatte. Er meinte, es läge zwar auf einem ziemlich gefährlichen, von treulosen ‚Rothhäuten' umgebenen Punkte, bestehe aber aus einigen ganz hübschen mit Zink gedeckten Häusern, die mit einer zwanzig Fuß hohen Verpallisadirung umgeben, und im Innern ganz nett eingerichtet seien. Der Agent, der dort befehlige, könne sich, so zu sagen, als der Fürst der ganzen Gegend, die freilich eine menschenleere Wildniß sei, ansehen. Habe er nur einen gehörigen Vorrath von Thee, Rum und andern Luxusartikeln, so fehle ihm nichts weiter, da die Jagd und der Fischfang die nothwendigen Bedürfnisse im Ueberflusse lieferten. Schmackhaftere Lachse, fettere Bisonsbuckel und zartere Hirschkeulen, schloß er, gebe es auf dem ganzen Gebiete der Kompagnie nicht, und es fehle dem künftigen Gebieter zu Fort Saskatschawan dann nichts als die Gebieterin, die sie ihm verzehren helfe.

Der Pelzjäger kicherte still vor sich hin, als er

diese Worte gesprochen hatte, dann winkte er Fanny bedeutungsvoll zu, und bat sie ein Glas Wein auf die Gesundheit ‚ihres Zukünftigen' mit ihm zu trinken. Er selbst that jedoch im Rum Bescheid, indem er ein mächtiges Glas bis auf die Nagelprobe leerte. — Obwohl man nicht sagen konnte, daß das Getränk den Pelzjäger in einen berauschten Zustand versetzt hätte, so exaltirte es ihn doch einigermaßen und er begann von seinen Streifzügen und Indianerkämpfen zu erzählen. Eine große Erbitterung gab sich in seinen Darstellungen gegen die Eingebornen kund.

„Es ist ein treuloses, verrätherisches Geschlecht!" rief er, mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Man sollte sie niederschießen, wo man sie findet, denn eher ist ein Wolf zu zähmen, als so ein boshafter Sioux, und ein Panther ist dankbarer gegen die Hand, die ihm Nahrung reicht, als eine ‚Rothhaut'. Wie war es zu Fort Churchil! Waren da gegen zweihundert Indianer zu der jährlichen Abrechnung versammelt. Sie tranken, tanzten, schrieen, wie das so in ihrer bestialischen Art ist, und schieden endlich in lauter Liebe und Güte. Am andern Mor-

gen fand man drei unserer „Trapper' todt und scalpirt. Sie hatten sich ein Moosethier zugeeignet, das die Rothhäute angeschossen, und darüber war Streit entstanden. — Aber auch die Jagd wird in den Grund ruinirt, so lange nicht die Indianer bis an die Mündungen der nördlichen Flüsse zurückgedrängt werden. Stoßen sie auf eine Heerde Rennthiere oder wandernde Bisons, so tödten sie alle bis auf das letzte Stück, wenn es irgend in ihrer Gewalt steht. Ich kann selbst davon ein Beispiel erzählen. Es war vor fünf Jahren, als ich mich zu Stony Point befand. Ich hatte einen Schaden am Fuße, der mich genöthigt hatte, in den Fischerhütten der Kompagnie eine Zuflucht zu suchen. Aus Langeweile rudere ich auf dem See umher, und lande auf der südlichen Rennthierinsel. Eben sehe ich eine wandernde Rennthierheerde über den See setzen, die indeß plötzlich in Unruhe geräth, und sich, was sonst nicht geschieht, nach verschiedenen Seiten zerstreut. Ein paar Minuten darauf bemerkte ich einige sterbende Thiere, die von den Wellen geschaukelt, dicht am Ufer vorbeitreiben, und es will mir bedünken, als ob ich das Klatschen einer indianischen Bogen-

sehne höre. Ich schleiche einem Felsen zu, von woher der Ton zu kommen scheint; was sehe ich? Steht da eine verdammte ‚Rothhaut', und schießt ein Thier nach dem andern im Wasser todt, und ein zwölf- oder funfzehnjähriger Knabe springt vor Freuden immer hoch auf, wenn wieder ein neuer Pfeil von dem Bogen des Vaters fliegt. — Ihr seht, Miß," sagte Ogilvie lachend zu Fanny, „daß die indianische Brut schon ganz giftig und boshaft, wie eine Klapperschlange, aus Mutterleibe kommt."

„Und was thatet Ihr, Sir, als Ihr dies sahet?" fragte das Mädchen.

„Wie ich dies sah, legte ich die Flinte an den Backen —"

„Herr Gott! Ihr habt den Menschen doch nicht ermordet?" rief Fanny erschrocken.

„Wie sagt Ihr? — Ermordet?" fragte Ogilvie betroffen. — „Nein, ermordet habe ich ihn nicht. Die Büchse brannte zwar los," setzte er kalt hinzu, „aber der Indianer war fort. Er mochte in's Wasser gesprungen und fortgeschwommen sein."

„Und der Knabe?" fragte Fanny weiter.

„Der war auch fort! Ich habe nichts weiter von

beiden gehört;" versetzte der Pelzjäger mit der vorigen Kälte.

„Es ist allerdings eine besondere Eigenthümlichkeit der Indianer, ganz nutzlos unter den Heerden der Wanderthiere zu wüthen, und eben so auffallend ist es, daß da, wo so etwas geschieht, sich lange Jahre nachher kein Zug derselben blicken läßt;" bemerkte Sommers. „Man sollte alle Mittel anwenden, ihnen solche unsinnige Verwüstungen abzugewöhnen."

„Ja, und das Mittel sollte aus gutem Pulver und Blei bestehen;" versetzte der Pelzjäger verächtlich. „Am Theetische zu Montreal oder Quebeck, haben sie schon viele andere ausgeheckt, aber keines hat geholfen." — —

Schon mit dem frühesten des folgenden Morgens brach Ogilvie nach Montreal auf. Da Sommers bereits am Abende vorher den Begleitungsbrief geschrieben hatte, so erwartete der Pelzjäger nicht das Aufstehen des Hausherrn, wiewohl solcher — wie Ogilvie hämisch lachend zu Fanny sagte — dabei um das Vergnügen des Abschieds käme. — In Kurzem, fügte der Pelzjäger, mit bedeutungs-

vollem Blicke auf Fanny bei, würde er, und zwar nicht allein, erscheinen, und dann würden sie sich über einen, sie alle beide interessirenden Gegenstand unterhalten.

Sommers war mehrere Tage noch niedergeschlagener wie sonst, doch als er einen Brief aus Montreal erhalten hatte, schien er munterer zu werden. Er theilte der Hausfrau und Fanny mit, daß Ogilvie Montreal verlassen hätte, und auf einem andern Wege nach Fort Chippewyan zurückgekehrt sei. Er setzte hinzu, daß dessen Sohn Aussicht habe, den Posten eines Oberagenten der Station Saskatschawan zu erhalten, indem es sich gezeigt, daß gegen die Aufführung des jungen Mannes nichts einzuwenden sei, vielmehr sich solcher stets thätig und ordentlich betragen habe. Sommers schien mit dieser Nachricht ein Stein vom Herzen gefallen zu sein, und Fanny, da es auf der Hand lag, daß, um eines frühern Vorgangs willen, der Hausherr nur ungern den Pelzjäger wiedersah, verschwieg deshalb, daß dieser beim Abschied von baldiger Wiederkehr gesprochen hatte.

Es war nicht lange Zeit nachher, als ein ande=

rer Besuch, aber diesmal ein willkommener, die Bewohner von ‚les cedres' überraschte. William Sommers erschien, um die Geschäfte des Vaters als Associé der Kompagnie zu übernehmen, und da die Auseinandersetzung und Bestätigung von Seiten der Direction längere Zeit erforderte, so verlängerte sich der Aufenthalt des jungen Mannes auf ein paar Wochen. Fanny sah William zum erstenmal, und doch war es ihr, als ob sie ihn schon längst gekannt habe. Sie hatte in ihm das Ideal gefunden, das in den Augenblicken, wo das jugendliche Herz sich nach einem andern Herzen sehnt, vor ihrer Seele stand. Ohne ausgezeichnet schön zu sein, war William Sommers dennoch ein sehr hübscher Mann. Was ihn besonders angenehm in's Auge fallen ließ, war seine schlanke und doch dabei kraftvolle Gestalt, seine edle Haltung, seine geistreichen und dabei fast kühn zu nennenden Züge. Wirklich hatte er, als der Vater ihm den Antrag machte, seine Geschäfte zu übernehmen, eine so ausgedehnte als gefahrvolle Reise gemacht; er wollte die Handelseinrichtungen, wie das Terrain der Kompagnie auf's genaueste studiren. Noch sah man dem jungen Mann die

Strapatzen der Reise an, auf der er alle Forts, von dem am Sclavensee bis dahin, wo solche an die Etablissements des Nordwestkompagnie stoßen, besucht hatte, aber man konnte auch bemerken, daß er der Mann sei, dessen Muth durch keine derselben gebeugt worden war. Fanny hörte halb mit Angst, halb mit Vergnügen zu, wenn William auf die lebendigste, anschaulichste Weise von seinen Streifzügen erzählte. Es war in der That interessant zu hören, wenn der junge Mann sich über die Art und Weise ausließ, wie er wohl auf hundert Meilen von jedem andern Etablissement entfernt, den vorigen Winter mit zwei Pelzjägern und drei Indianern in dem zerstörten Fort Entreprise zugebracht. Hier, von Schneestürmen eingeschlossen, hatten sie einige Wochen von dem wenigen Wilde, was sie unter solchen Umständen zu erlegen im Stande waren, gelebt. Als indeß auch die letzten Wanderthiere sie verlassen hatten, meilenweit keine andere Fährte, als die eines einsam herumschweifenden Fuchses, oder einiger Mäuse auf dem Schnee, zu erblicken, und das letzte Loth Pemmican (gepulvertes Rindfleisch), ein gewöhnliches Nahrungsmittel reisender Pelzjäger,

aufgezehrt war, hatte die Noth einen Höhegrad erreicht, welcher Menschenkräfte zu übersteigen drohte. Ein übelschmeckendes Kraut, von den ‚Trappers‘ Tripe de roche (Felswurz, Pyrophora) genannt, und zerschlagene, in Wasser zerkochte Rennthierhörner, die in den Ruinen des Forts gefunden worden, waren nun das einzige Nahrungsmittel gewesen. Ein junger Indianer, den William seit fünf Jahren bei sich hatte, und der ihn auch nach ‚les cedres‘ begleitet, hatte diese Winterreise mitgemacht und sich seinem Herrn ungemein hilfreich erwiesen. Tagelang war er umhergeschweift, um irgend einen Raubvogel, eine Krähe, die sich beim Ersterben alles Lebendigen noch in der Wildniß versäumt hatte, zu erlegen, und sie als einen Leckerbissen seinem Herrn zu bringen. Der Jüngling gehörte zu dem Stamme der ‚Hundsrippen-Indianer‘, und war einst in der Nähe des großen Sclavensee's halbverhungert im Walde gefunden worden. Damals ein Knabe, war er jetzt zu einem hübschen achtzehnjährigen Jünglinge aufgewachsen. Sein indianischer, fast unaussprechbarer Name, welcher: ‚Der welcher sich nicht fürchtet‘ bedeutete, war von den Pelzjägern in: ‚Hans

Ohnefurcht‘ zusammengezogen worden, und William versicherte oft lachend, daß der junge Mensch den Namen mit der That führe. Immer hatte er ihn sich unerschrocken und in allen Beziehungen brav benehmen sehen. Seit William ihn zu Croß Point zu sich genommen, bewies der Indianer ihm die größte Anhänglichkeit. Sein Herr vergalt ihm diese indeß auf alle Weise. Da „Ohnefurcht‘ eine große Abneigung zeigte, sich europäisch zu kleiden, so hatte William ihm Indianertracht, wenn auch etwas verschönert oder veredelt, machen lassen. Die Mocassins waren überaus zierlich genäht, der Tomahawk im Gürtel war mit Silber eingelegt, und der „Medicinbeutel‘, worin der Indianer Geld, Taback oder sonstige Kleinigkeiten zu verwahren gewohnt ist, war ihm von einer Dame zu Montreal, die damit auf seinen Herrn speculirte, verehrt, und von ihr eigenhändig gestickt worden.

Da William längere Zeit zu „les cedres‘ verweilte, so war er mit Fanny sehr genau bekannt worden. Es konnte ihm nicht entgehen, daß das Mädchen sich für ihn interessire, wenn er sah wie ihr Auge stets auf ihm ruhte, wenn sie sich unbemerkt glaubte,

wie ihr Ohr jedem Worte lauschte, das über seine Lippen kam. William hatte zu Quebeck und Montreal viel schönere, auch wissenschaftlich gebildetere Mädchen kennen lernen, wie Fanny war, aber gemüthlicher, liebenswürdiger, natürlicher, war ihm noch keins vorgekommen. Zum erstenmale dachte er jetzt daran, daß, wenn er sich je verheirathen sollte, seine Erwählte Fanny gleichen müsse. Der Gedanke, diese in Jener zu finden, lag allzunahe, als daß er nicht der unmittelbare Nachfolger des ersteren geworden wäre. Er beschloß indeß zuerst mit seinen Eltern über den Gegenstand zu reden, ehe er Fanny etwas von demselben merken ließ. Letzteres sollte erst geschehen, wenn er die Einwilligung jener erhalten haben würde, und überdies erst dann, wenn er von Quebeck, wohin ihn eine Geschäftsreise rief, zurückkehren würde. Je länger er sich zu ‚les cedres‘ aufhielt, je schwerer ward es ihm seinen Vorsatz durchzuführen, deßhalb beschloß er die Reise baldmöglichst anzutreten, vorher entdeckte er aber dem Vater seine Absichten. Es machte William ganz glücklich, als dieser augenblicklich darauf einging. Er glaube gern, sagte Mr. Sommers, daß William

leicht ein reicheres, einer angesehenen Familie angehöriges, vielleicht auch schöneres Mädchen finden könne, aber nie würde er eine Wahl treffen können, die seinem Vaterherzen eine willkommenere sein würde. Auch Mistriß Sommers, als sie die Absichten des Sohnes vernahm, war hocherfreut. Fanny war ihre nächste Verwandte, sie liebte sie, wie eine Tochter, warum hätte ihr die Verbindung mit William nicht Freude machen sollen? Als der junge Mann abreis'te, als er von Fanny Abschied nahm, als er das Mädchen erröthen und erbleichen, und einen Strom heißer Thränen aus ihren Augen stürzen sah, da wäre das Wort, das bis zu seiner Rückkehr unausgesprochen bleiben sollte, beinahe seinen Lippen entschlüpft, aber stark, wie er war, riß er sich muthvoll los, sich dabei still gelobend, wenn er wiederkäme, nicht einen Augenblick zu säumen, ihr die Gefühle seines Herzens zu entdecken. —

Es war Fanny nach Williams Abreise zu Muthe, als ob sie erst, nachdem sie den jungen Mann gesehen, das Glück und die Freude kennen gelernt, und als ob sie nun beide für immer verlassen hätten. Als William da war, erschien ihr

Alles, der Wald, der Strom, die Wohnung, wie von rosigem Licht umflossen, und nun war Alles so trübe, so öde, so todt. Sie liebte den Jüngling mit den heißesten Erstlingsgefühlen eines jugendlichen Herzens. —

Die Abwesenheit Williams verzögerte sich mehr als früher berechnet worden war. Berichte, die er den Directoren über das Verhältniß der Factoreien der Amerikaner zu denen der Hudsonsbai-Kompagnie abgestattet hatte, veranlaßte diese, ihn nach New-York zu senden, um vorgekommene Mißverständnisse auszugleichen. Inzwischen liefen oft Briefe von ihm ein. In allen erkundigte er sich so angelegentlich nach Fanny, Mistriß Sommers lächelte dann so freundlich und scherzte so liebevoll mit dem Mädchen, daß dieses endlich immer mehr auf den Gedanken kam, wie die Erkundigungen wohl etwas mehr, als bloße Höflichkeitsformeln sein möchten. Fanny erschrak fast, als sie zum erstenmal auf den Gedanken kam, von William geliebt zu sein. Sie sagte sich, daß es sie nur allzuunglücklich machen würde, wenn sie eine Idee in sich aufkommen ließe, die sich als eine Täuschung erweisen könnte. Jeder

neue Brief des jungen Mannes regte indeß in ihrem Herzen auf's neue diesen Gedanken an, bis sie ihn nicht wieder verbannen konnte, und sich eingestehen mußte, daß ohne William kein Glück für ihre Zukunft denkbar sei. Halb vor Freude, halb vor Angst zusammenschreckend, vernahm sie eines Tages aus dem Munde des Hausherrn, daß er seinen Sohn in Kurzem erwarte, da dieser bereits von New-York nach Quebeck zurückgekehrt sei. Eine andere Ueberraschung war indeß für die Bewohner von ‚les cedres' bereitet. Es war eines Tages, da man sich eben zur Tafel niedersetzen wollte, als sich die Thüre öffnete und Tom Ogilvie in Begleitung eines jungen Mannes eintrat. Der Letztere konnte weder schön noch häßlich genannt werden. Seine Züge waren nicht abstoßend in ihrem Gesammtausdruck, hatten aber eben so wenig etwas Anziehendes, und mochten am besten mit dem Ausdrucke ‚gemein' bezeichnet werden können. Die Kleidung war der eines Farmers ähnlich, der lange nicht in eine Stadt gekommen war, und sich deshalb eben nicht sonderlich um die Modeforderungen hatte bekümmern können. Tom Ogilvie stellte den jungen Menschen als

seinen Sohn vor und sagte, daß dieser eben im Begriff sei, nach Montreal zu reisen, indem er die Agentenstelle im Fort Saskatschawan erhalten hätte, und sich nur bei der Direction der Kompagnie seine Bestallung und die nöthigen Instructionen holen wolle. Er selbst würde die Rückkehr desselben zu ‚les cedres' erwarten. Während des Essens war die Aufmerksamkeit Fanny's vorzüglich auf James Ogilvie, der an ihrer Seite saß, gerichtet. Der junge Mann erschien ihr durchaus nicht so zurückschreckend und so widerwärtig, wie sein Vater, aber dies war auch Alles, was man, hinsichts seines Aeußern und seines Benehmens, zu seinem Vortheil sagen konnte. Er war vollkommen roh und ungebildet. Welche Saite der Unterhaltung auch angeschlagen wurde, bei Allem erschien der junge Mensch unwissend oder mindestens gänzlich theilnahmlos, nur wenn die Rede auf den Pelzhandel oder die Jagd der Wanderthiere kam, wurden seine steifen, unbelebten Züge lebendiger, und dann sprach er sich allerdings wie ein Mann aus, der mit seinem Metier vollkommen bekannt war. In Beziehung auf die Eingebornen theilte er ganz die Gesinnungen seines

Vaters. Man müsse sie, sagte er, gegen die Mündungen der Flüsse, in Regionen, wohin man nicht füglich Niederlassungen verlegen könne, zurückdrängen, die bessern Jagdreviere den „Trappern" vorbehalten, und von den Indianern den Ertrag ihrer Jagd durch Branntwein zu erhandeln suchen. Letzterer, setzte er kalt hinzu, würde dann schon ohne weitere Gewaltthaten unter der rothhäutigen Raçe aufräumen. Ehe man nicht den Grundsatz aufstelle, auf jeden Indianer, der innerhalb der Gebiete der Kompagnie der Jagd obliege, wie auf einen Wolf Feuer zu geben, würde man nie den Verwüstungen derselben Einhalt thun können.

Fanny konnte sich kaum sagen, wer bei diesem Gespräch ihr mehr zuwider war, der junge Mann, der von der Ausrottung der ursprünglichen Bewohnrr des Landes so gleichgültig sprach, als ob es sich um die Vertilgung schädlicher Gewürme handle, oder sein Vater, der jede dieser Anmerkungen mit einem bedächtigen Kopfnicken, oder einem beifälligen Lächeln begleitete. Sie war froh, als Mr. Sommers, der dabei düster vor sich hinsah, das Zeichen zum Aufstehen von der Tafel gab. —

Es war am folgenden Tage, und James Ogilvie bereits nach Montreal abgereis't, als sich Sommers und der Pelzjäger, in einem abgelegenen Zimmer des Hauses, in einem, wie es schien, heftig geführten Gespräche befanden.

„Alles Schnickschnack, was Ihr sagt, Sir, und dem alten Tom werdet Ihr nicht weiß machen wollen, daß nicht ein anderer Grund dahinter steckt, warum Ihr eine Verbindung zwischen Eurer Verwandten und meinem Sohne nicht zu wünschen scheint;" schrie Ogilvie heftig. „Ihr denkt, weil Ihr jetzt ein reicher Mann seid, und Ihr Euch zugleich einbildet, auch ein vornehmer zu sein, so würde eine solche Heirath Euch Schande bringen. Ich aber, Sir, habe Euch als einen armen Teufel gekannt, der Gott dankte, als er den Posten eines Unteragenten erhielt, und dem es schlecht ansteht, sich wie ein Pfau zu spreizen und arme Leute zu verachten."

„Ich erwiedere nichts auf den absurden Vorwurf, den Ihr und Alle, die einem Andern sein ehrlich erworbenes, oder ererbtes Gut beneiden, ge-

wöhnlich zu machen pflegen, wenn sie ihm nichts Anderes vorzuwerfen haben;" erwiederte Sommers.

„Nichts Anderes! Oho, Sir, Ihr thut heute verteufelt keck! — Doch lassen wir das jetzt;" versetzte Jener boshaft. „Ich habe," fuhr er im vorigen Tone fort, „mit meiner Behauptung nur sagen wollen, wie Eure Reden, daß die jungen Leute sich erst kennen lernen müßten, daß Fanny freie Wahl habe und so weiter, nur faule Fische sind. Eure Verwandte ist jung und ist ein Mädchen, das heißt: sie will heirathen; sie hat aber nichts, folglich ist von langem Wählen, Kennenlernen und Besinnen, keine Rede, sie kann nur durch Euch zu etwas kommen, folglich nimmt sie den, den Ihr vorschlagt. So, Sir, steht die Sache, und wenn Ihr mir blauen Dunst vormachen und sagen wolltet: sie stehe anders, so habt Ihr einen Plan dabei."

„Allerdings," versetzte Sommers nach kurzer Pause, „habe ich einen Plan —"

„Seht Ihr wohl! — Ich dachte mir es gleich;" rief Ogilvie hohnlachend.

„Mein Plan ist, daß mein William und Fanny sich heirathen sollen;" sagte Sommers einfach. „Es

versteht sich von selbst, daß ich dies nur dann wünsche, wenn die jungen Leute einander gefallen."

„O, was das Mädchen anlangt," fiel der Pelzjäger giftig ein, „so zweifle ich nicht, daß sie sich in Euren Sohn leidenschaftlich verliebt hat, denn er ist einmal ein reicher Erbe."

„Ihr möchtet," erwiederte Sommers, indem er kaum seinen Zorn und seine Verachtung zu unterdrücken im Stande war, „Euch dennoch täuschen, wenn Ihr Fanny so niedrige Gesinnungen zutraut. Bis jetzt habe ich nicht im geringsten bemerkt, daß sie meinem Sohne besonders entgegengekommen wäre. William dagegen liebt das Mädchen, und wird, sobald er von Quebeck zurück ist, um ihre Hand anhalten."

„Bis jetzt also," sagte Ogilvie, indem er Sommers forschend ansah, „ist es noch nicht geschehen?"

„Nein, bis jetzt noch nicht;" erwiederte dieser unbefangen.

„Wohlan, Sir," versetzte der Pelzjäger kalt, „so mögt Ihr gestatten, daß mein Sohn als Mitbewerber des Eurigen um Fanny's Hand auftrete, oder

vielmehr, daß ich noch heute in James Namen um diese anhalte.“

„Wie?“ versetzte Sommers überrascht und mit dem Ausdrucke der tiefsten Indignation. „Ich habe Euch gesagt, daß mein Sohn seine Verwandte liebt —“

„Aha, kommt Ihr da heraus?“ rief Ogilvie mit offenbarem Hohne und laut auflachend. „Weil Fanny Eure Verwandte ist, und Euer Sohn sie haben will, so denkt Ihr, daß eine Bewerbung von Seiten des Sohnes eines armen ‚Trappers‘ ein Ding der Unmöglichkeit, und schon der Gedanke an diese Heirath eine Art Frechheit sei! — In der That, die Spielpartie, die zwischen uns beginnen soll, ist ein wenig ungleich, wir werden die Steine etwas gleicher vertheilen müssen. Ich werde deshalb nach Montreal gehen, werde in den dasigen Blättern den Namen Palmer nennen, und werde dabei die Fata einer Reise und was dabei vorgekommen, erzählen. Sicher würde das Publikum, möglicherweise auch die Justiz, von der Sache Notiz nehmen, jedenfalls aber der Rangesunterschied zwischen dem Sohne des armen ‚Trappers‘ und eines — Nun, Ihr wißt,

was ich sagen will! — ein wenig ausgeglichen werden."

Mit Schreck in den Zügen, mit Angst in den Blicken hatte Sommers bis jetzt dem Pelzjäger zugehört.

„Ihr seid ein böser Dämon, von der Hölle von Zeit zu Zeit gesendet, mich zu quälen!" rief er jetzt. „Ihr wißt, was geschah ward von der Noth, nein, von der Verzweiflung geboten, und überdies habt Ihr an dem Vorgange Theil genommen."

„An Allem nicht, Sir! An Allem nicht!" rief Ogilvie mit vorigem Hohne. „Was ich that, richtet die Reputation des ‚Trappers' nicht zu Grunde, während Eure That, wird sie bekannt, Euch und Eure Familie für immer vernichtet, vielleicht Euch für Eure Person in Ketten und Banden bringt. — Fürchtet indeß nicht, Sir," sprach Ogilvie ruhiger, „daß ich Euch blos aus Lust unglücklich machen will, ich trete nur gegen Euch auf, wenn Ihr mich dazu zwingt. Ich verlange nichts weiter als gleiches und ehrliches Spiel."

„Ich verstehe Euch nicht;" fiel Sommers tiefaufathmend ein.

„Ihr werdet mich sogleich verstehen, Sir;“ versetzte der Pelzjäger kalt. „Da es keine Frage ist, daß wenn Euer Sohn und der meinige zugleich um Fanny anhalten, der letztere zurückstehen würde, weil er nicht reich ist, so verlange ich, daß Ihr von den Absichten, die Ihr habt, dem Mädchen nicht eher etwas mittheilt, bis sie sich über meinen Antrag entschieden hat.“

„Und dieses nennt Ihr ehrliches Spiel?“ rief Sommers heftig.

„Ich nenne es so, auf unser Verhältniß angewendet;“ erwiederte Ogilvie mit voriger Ruhe. „Hätte Fanny zwischen zwei jungen Männern zu wählen, deren Vermögensverhältnisse sich gleich wären, so hätte ich nichts dagegen, ihr von beiden Bewerbungen Kunde zu geben, da dies aber nicht der Fall ist, so ist es billig, daß der unbemittelte sich zuerst bewerben dürfe, und — kurz, Sir, — ich will, daß es so sei.“

„Ich weiß nicht —“ fuhr Sommers auf.

„Was mich zu diesem Tone gegen Euch berechtigt?“ fiel der ‚Trapper‘ ein. „Das, was an jenem Tage am Flußufer geschah.“

„Bedenkt doch, Tom —“ hob Sommers an.

„Alles ist bedacht, und — es bleibt dabei;“ versetzte Jener.

„Möge Euer Sohn sich eine andere Frau suchen, ich will sie ausstatten.“

„Dies wird mit Eurer Verwandten gleichfalls so sein.“

„Ich gebe Euch eine gewisse Summe.“

„Kaufen? — Wißt, Sir, es giebt Dinge, die nicht käuflich sind! Mein Wille zum Beispiel. — Mit einem Worte, Sir, gebt Euch keine Mühe. Ihr beugt meinen Vorsatz nicht. So wie ich dies Zimmer verlasse, spreche ich mit Fanny und halte im Namen meines Sohnes um sie an. Schlägt sie, trotz der Vortheile, die ich ihr vorlegen werde und die für die Verbindung sprechen, diese dennoch aus, wohlan, dann werde ich ihr und Euch nicht länger lästig fallen, fordert sie Bedenkzeit, so gewähre ich sie bis zu James Rückkehr. In diesem Falle aber, Sir, hütet Euch mit Fanny ein Wort über die Sache zu reden, denn solltet Ihr wagen, durch ein solches oder nur durch eine Miene auf ihren Entschluß einwirken zu wollen, so würdet Ihr meine

ganze Rache auf Euch laden, und dieser würde ich nicht eher genügt zu haben glauben, bis ich Euch moralisch — vielleicht auch physisch vernichtet haben würde."

Während Ogilvie sprach, nahmen seine Züge einen furchtbaren Ausdruck an. Seine Augen funkelten, wie die des gereizten Wolfes. Es war kein Zweifel, daß er im Stande sei, seiner Drohung Folge zu geben.

Ohne ein Wort weiter zu sagen, kehrte der Pelzjäger sich rasch um und verließ das Zimmer. Sommers warf sich auf das Sopha und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Ogilvie begab sich, wie er Sommers gesagt, sogleich zu Fanny. Er erinnerte sie an das, was er über ihre Zukunft bei seiner ersten Anwesenheit mit ihr gesprochen, und hielt dann Namens seines Sohnes um ihre Hand an. Das Mädchen war auf's höchste von diesem Antrage überrascht. Ihre Gedanken waren die letzte Zeit zu sehr mit William beschäftigt gewesen, als daß sie mit einer Sylbe an Ogilvie's frühere Aeußerung gedacht hätte. Uebrigens war sie nicht im mindesten in Zweifel, was

sie zu thun habe. Hätte sie auch William nie gesehen, so würde sie James Ogilvie dennoch nie zu ihrem Gatten gewählt haben. Nicht nur, daß er ihr nicht das mindeste Interesse hätte einflößen können, war er ihr vielmehr durch seine Aeußerungen über die Indianer besonders zuwider geworden. Auch die Aussicht, ihre Zukunft mitten in einer Wildniß an den Ufern des Saskatschawan, umgeben von rohen Trappern und Indianern, zuzubringen, konnte für sie, zu ‚les cedres‘ an die Bequemlichkeiten des gebildeten Lebens gewöhnt, eben nichts Anziehendes haben. Freilich, wäre William an James Stelle gewesen, so würde sie sich nicht einen Augenblick bedacht haben, ihm über Flüsse und See'n in die Einöde zu folgen; dort in einer Hütte, in einem ärmlichen Blockhause mit ihm zu leben, würde sie allen Bequemlichkeiten, die sie gewohnt war, vorgezogen haben. In allen diesen Beziehungen einen schnellen Entschluß zu fassen, würde ihr mithin nicht schwer gefallen sein, aber — so sagte sie sich — es war doch immerhin eine gute Meinung, die Ogilvie's Wahl auf sie gelenkt hatte, und diese sofort durch ein trocknes: ‚Nein‘ zu erwiedern, konnte sie

nicht über das Herz bringen. Der Gedanke, Zeit zu gewinnen, um zu überlegen, auf welche Weise sie ihm eine abschlägliche Antwort am wenigsten un-unangenehm machen könnte, bewegte sie, ihm zu sagen, daß sie zwei Tage Zeit zur Ueberlegung verlange. Wie die Folge es ergab, war dies freilich der unglücklichste Entschluß, den sie nur fassen konnte. Hätte sie sogleich den Antrag abgelehnt, so konnte bei Ogilvie nicht der geringste Zweifel aufkommen, daß sie nur nach eigener Eingebung handle, während bei ihrer Forderung sogleich der Argwohn aufstieg, daß sie sich vor Allem mit Sommers berathen wolle. Dies zu verhindern bot Ogilvie alle Ueberredungskraft auf. Er gab ihr zu verstehen, daß ihre Verwandten sie um ihre Geschicklichkeit in Führung des Hauswesens zu benutzen, so lange als möglich von jeder Heirath zurückhalten, und zuletzt mit einer erbärmlichen Ausstattung ablohnen, oder wenn sie nicht heirathe, der Gnade des künftigen Erben überlassen würden, während sie jetzt nur das Wörtchen: „Ja' auszusprechen brauche, um, wofür er einstehen wolle, von Sommers eine reiche Mitgabe, vielleicht sogar eine gute Rente für die ganze

Lebenszeit, zu erhalten. Jemehr Ogilvie indeß in Fanny drang, jemehr bestand sie auf der geforderten Bedenkzeit. Der Trapper bewilligte diese auch endlich, indem er eine heitere Miene anzunehmen suchte, doch bemerkte Fanny deutlich, daß dies nur eine Maske war, um das innere Mißvergnügen zu verbergen. —

Am folgenden Tage machte Ogilvie eine Reise nach Montreal, wo er Geschäfte hatte. Er flüsterte indeß dem Mädchen bei seiner Abreise zu, daß er am zweiten Tage, Abends, wieder zurückkehren, und sich dann eine, wie er mit Zuversicht hoffe, günstige Antwort von ihr erbitten werde. Fanny befand sich inzwischen in einer großen Unruhe. William hatte an seinen Vater geschrieben, daß er nächster Tage von Quebeck über Montreal zurückkehren, sich am letztgenannten Orte einige Stunden aufhalten, seine Ankunft zu ‚les cedres' aber vorher durch den jungen Indianer, den er voraussenden werde, wissen lassen wolle. So sehr Fanny sich auf Williams Ankunft freute, so sehr wünschte sie, daß Ogilvie und sein Sohn vorher abgereis't sein möchten. Sie kannte Williams etwas aufbrausende Gemüthsart,

und wußte, daß wenn der ‚Trapper' mit Sommers auf seine gewöhnliche geringschätzige Art sprechen würde, dies zu sehr unangenehmen Erörterungen führen könne. Fanny war deshalb sehr froh, als Ogilvie bei seiner Rückkehr aus Montreal hinwarf, daß er seinen Sohn am folgenden Tage erwarte, und daß die Umstände dann entscheiden würden, ob er an dem darauf folgenden Morgen abreisen werde oder nicht.

In großer Unruhe brachte Fanny die Nacht hin. Ihr einziger Wunsch war, daß der nächste Tag bereits vorübergegangen sein möchte. Sie schrak sichtbar zusammen, als Ogilvie mit bedeutendem Seitenblick auf Sommers ihr nach dem Frühstück vorschlug, mit ihr einen Spaziergang in das nächste Wäldchen zu machen, wo ein Landungsplatz war, auf welchem die Indianer, die den Fluß herauf oder herabkamen, gewöhnlich anzulegen oder auch zu übernachten pflegten. Auch die Böte pflegten dort Reisende einzunehmen oder auszuschiffen, und man fand dort oft Fahrzeuge liegen. Eine Gelegenheit zur Heimreise auszukundschaften war, wie Ogilvie sagte, die Hauptabsicht bei diesem Spaziergange.

So wie beide den kleinen Park verlassen hatten, hob Ogilvie von der Bewerbung zu sprechen an, und erbat sich Fanny's Entscheidung. Das Mädchen hüllte die abschlägliche Antwort in eine Menge verbindlicher Redensarten ein, dennoch bemerkte sie, daß das Gesicht ihres Begleiters immer düsterer und düsterer, endlich aber finster wie die Nacht geworden war.

„Ich erkenne Miß," sagte er in einem gereizten Tone, als sie zu reden aufgehört hatte, „in Eurer Antwort die Einwirkungen jenes Mannes, der vergessen hat, was er einst gewesen, und der, wie alle reiche und vornehme Leute, nun mit Verachtung auf seine ehemaligen Standesgenossen blickt. — Ihr werdet mich," fuhr er heftiger, bei einer verneinenden Bewegung des Mädchens fort, „nimmermehr überreden, daß Ihr nicht mit ihm über die Sache gesprochen hättet! Ich selbst habe mit ihm bereits darüber geredet, er gestand mir, daß er Euch mit seinem Sohne verheirathen möchte, und dies ist der Hauptgrund Eurer abschläglichen Antwort. Erklärt mir, Miß, auf Euer Wort, daß Ihr nie an eine Heirath mit William Sommers gedacht, daß dessen

Vater weder direct noch indirect etwas darauf Bezügliches zu Euch geäußert. — Ihr seid verlegen, Ihr werdet roth, Ihr könnt es nicht.“ —

„Ich kann Euch heilig versichern, Sir, —“ hob Fanny stammelnd an.

„Ich bitte Euch, Miß,“ unterbrach sie der Pelzjäger, in hartem, fast drohendem Tone, „daß Ihr Euch nicht erst Mühe geben möget, mir einen blauen Dunst vormachen zu wollen. Das mag in den Städten — auch in dem glänzenden Landhause dort, — so Brauch und von Wirkung sein, in den Wäldern und Prairien ist man solcher Künste ungewohnt. Ihr sagt mit überzuckerten Worten: ‚Ich will James Ogilvie nicht zum Manne‘, und ich antworte darauf: ‚Es thut mir leid, Miß, indeß wird mein Sohn auch anderweitig ein Frau finden.‘ Soweit ist Alles in der Ordnung. Ihr habt einen freien Willen. Ich aber, Miß, habe auch den meinigen, und diesen werde ich nun vor Allem darin auslassen, jenem stolzen, sich spreizenden Pfau, der sich so sorgfältig hütet, seine häßlichen Beine zu betrachten, die glänzenden Federn ein wenig auszurupfen. Euretwegen hätte ich ihn geschont; dieser Grund fällt nun

weg. Ueberdem hat er, wie ich in Montreal gehört, meinem Sohne eine verteufelt kühle Empfehlung gegeben, und mag in solcher meiner eben auch nicht mit besondern Liebesworten gedacht haben."

„Herr Sommers kannte Euren Sohn nicht, wie hätte er ihn dringend empfehlen sollen? Daß er sich über seine Anstellung freute —"

„Glaube ich gern, weil er mich damit loszuwerden glaubte;" unterbrach sie Ogilvie. „Ich sage Euch, Miß, ich kenne diesen Menschen. Er ist so falsch als hoffärtig. Er hat nie etwas aus freiem Willen für mich gethan, obwohl es in seiner Macht gestanden hätte, mir eine Pension oder dergleichen von der Direction auszuwirken. Jetzt beweis't er seine Falschheit auf's Neue, indem er gegen meine ausdrückliche Forderung — Ihr mögt es nun läugnen oder nicht — dennoch von seinem Plan, Euch mit seinem Sohne zu vermählen, gesprochen hat. Er glaubt, der Sohn des armen Trappers müsse jedenfalls zurückstehen und hatte sogar die Frechheit, mir dies merken zu lassen, ich aber habe ihm darauf nach Verdienst geantwortet. Ich sagte ihm, die Partie, die wir spielen, solle gleich sein und ich würde

Sorge tragen daß sie es würde. Er meint, es sei eine Schande für ihn, wenn mein Sohn Euer Gatte und somit sein Verwandter würde. Nun, wir wollen sehen, wer bei einer solchen Verwandtschaft Ehre oder Schande einzuerndten hat, und Ihr — nein, ganz Montreal — soll darüber Richter sein. Ich will diesem Hochmuthsnarren die Larve abreißen, oder nicht leben. Damit Ihr aber nicht meinen möget, daß meine Worte leere Phrasen sind, so höret folgende Geschichte, die Ihr binnen vier Wochen im ‚Enquirer' zu Montreal, nur noch viel ausführlicher finden werdet." —

Nach kurzer Pause fuhr er ruhiger fort:

„Sommers, damals Unteragent in Croß=Point am Sclavensee, ich und ein ‚Voyageur', Namens Palmer, nebst fünf Hundsribben=Indianern, wurden abgesendet, die Gegend zwischen dem See und dem Kupferminenflusse zu durchstreifen, um einen Platz, wo früher ein vorgeschobener Posten gestanden hatte, zu besuchen, und ihn wieder in Stand zu setzen, um dort von Neuem den Handel mit den Kupfer=Indianern eröffnen zu können. Der Punkt war der nördlichste von allen. Mit Recht hieß er ‚Fort De=

solation‘, denn es gab keinen trostlosern Aufenthalt. Als wir ankamen, fanden wir die Wohnung fast in Ruinen. Sie nur einigermaßen wieder herzustellen, erforderte mehr Zeit als wir, der Lebensmittel wegen, darauf verwenden durften. Sommers aber bestand darauf. Durch forcirte Rückmärsche sollte sie wieder eingebracht werden. Palmer hatte schon Anfangs deshalb mit Sommers einen heftigen Zank. Er sagte, dieser würde uns Alle in's Unglück stürzen, denn wenn der Winter früher als sonst hereinbräche, wären wir verloren. Den nordischen Schneestürmen könne Niemand widerstehen, es sei dann an keine Rückreise zu denken, die Indianer würden uns verlassen, binnen vier Wochen sei vielleicht Niemand mehr am Leben. — Sommers, schon damals aufgeblasen und auf seine Agentenwürde pochend, bestand auf längern Aufenthalt, bis das Fort hergestellt sei. So sehr aber wir mit Hülfe der Indianer arbeiteten, war dieser Zweck noch nicht völlig erreicht, als in drei Tagen eine solche Masse Schnee fiel, daß wir in ‚Fort Desolation‘ vollkommen eingeschlossen waren. An eine Abreise war nicht zu denken, bis der Schnee eine so feste

Rinde bekommen würde, um auf ihm eine Wanderung, die stets ein verzweifeltes Unternehmen blieb, anzutreten. So lange noch ein Stück Wild zu erlangen war, ging Alles noch so ziemlich, jetzt aber ließ sich keine Fährte mehr spüren, der letzte Sack Pemmican, der letzte Zwieback war verzehrt, und wer beschreibt unser Entsetzen, als in der Nacht die fünf Indianer auch verschwunden waren. Sie hatten uns verlassen, um zu versuchen irgend ein Winterlager ihrer Landsleute zu erreichen, uns aber ihren Plan verschwiegen, weil sie fürchteten von dessen Ausführung abgehalten zu werden. Was für einen Indianer ein gewagtes Unternehmen ist, ist für einen Europäer ein Ding der Unmöglichkeit. Wir waren an die furchtbarste Einöde gefesselt, hundert Meilen weit kein menschliches Wesen, die Natur todt, ausgestorben. Wir waren allein, verlassen, nichts war bei uns, als der Hunger und die Verzweiflung. — Wir wollten dennoch versuchen aufzubrechen, um irgend eine Indianer-Niederlassung zu erreichen. Umsonst. Der Schnee war wie Sand, wir versanken bis an den Gürtel. Bei einer Kälte von dreißig Grad zurückgekehrt, mußten wir Anstalten treffen,

unser elendes Dasein noch auf mindestens vier Wochen lang fristen zu können. Dann, so hofften wir, könnte zufälliges Thau- und Frostwetter den Schnee fester machen. Abgenagte Rennthier- und Hirschknochen, die im Fort herumlagen, wurden sorgfältig gesammelt, zerschlagen und aus diesen, so wie aus Felswurz, die wir unter dem Schnee hervorsuchten, eine Suppe gekocht, die uns erhalten sollte. Bald nahmen aber auch diese Nahrungsmittel ein Ende. Die Knochen waren verzehrt, die ohnehin spärlich wachsende Pflanze mußte acht Fuß tief unter dem Schnee hervorgeholt werden. Endlich ward auch dies unmöglich. Unsere Kräfte waren erschöpft, und wenn wir stundenlang gearbeitet hatten, trafen wir auf nackten Fels oder Moorboden, wo kein eßbares Blatt zu finden war. Wir verzehrten jetzt das Leder unserer Jagdtaschen, unserer Schuhe; sogar das Pergament, welches einst in Ermangelung des Glases die Fensterscheiben gebildet hatte, ward aus dem Holzwerk gerissen und verzehrt. So saßen wir bei einem Holzfeuer im Rauch unserer Hütte, aus hohlen Augenhöhlen einander anstarrend, dem heulenden Hunger fast erliegend. Wir waren so erschöpft, daß

wir kaum sprechen konnten. Da, eines Abends, sagte Palmer: ‚Es ist keine Aussicht vorhanden, uns zu retten. Alle weitere Anstrengungen sind unnütz. Ihr thätet besser, mich zu tödten und zu essen‘.“

„Entsetzlich!“ rief Fanny schaudernd.

„Ja, Miß,“ sagte der Pelzjäger düster, „auch ich und Sommers riefen: ‚Entsetzlich!‘ aber nach wenigen Minuten blickten wir alle drei auf einander mit den Augen des hungernden Wolfes, Einer gierte nach dem Fleische des Andern, und der Gedanke kam uns weniger entsetzlich vor. — Am folgenden Morgen, als Sommers auf ein paar Augenblicke das Haus verlassen hatte, sagte Palmer zu mir, daß Sommers von unserm Unglück die alleinige Ursache sei, daß, wenn dieser zurückkäme, er ihm eine Kugel durch den Kopf jagen, und daß wir uns dann von seinem Fleische das Leben fristen wollten. Ich widersetzte mich indeß dem Vorschlage, und gab im Laufe des Tages Sommers einen Wink davon, damit er sich vor Palmer hüten könne. Sein Leben hing damals blos von meinem ‚Ja‘ oder ‚Nein‘, ja von meinem bloßen Kopfnicken ab.“ —

„Er wird sich dafür gewiß dankbar bewiesen haben;“ fiel Fanny ein.

„Ja,“ sagte der Pelzjäger trocken, „er nannte mich damals seinen Retter, und beweis't jetzt, wie er die That zu würdigen weiß. — Doch hört weiter. Am Tage darauf sagte Palmer: er wisse einen Punkt, wo sich ein Strauch Sumpf-Roßmarin (Ledum palustre) unter dem Schnee befinden müsse, diesen wolle er aufsuchen, und wir könnten dann aus den Blättern einen Theeaufguß bereiten. Der Ort war nur wenige Schritte von unserer Wohnung. Palmer nahm eine Schaufel und ging. Kurze Zeit darauf rief Sommers, er habe einen Raubvogel sich auf einer Felsenzacke, unfern des Flußufers, niederlassen sehen. — Dies war der Ort, wohin Palmer gegangen. — Sommers nahm die Flinte und verließ die Hütte. — Ungefähr eine Viertelstunde später krachte ein Schuß, und einige Minuten darauf kam er todtenbleich in die Hütte zurück. Er erzählte Folgendes: Als er die Gegend des Flußufers erreicht habe, sei der Vogel fortgezogen, und er habe bemerkt daß Palmer in den Ritzen einer Felsplatte geschaufelt, dort aber nicht Sumpf-Roßmarin, —

denn solcher habe schon neben ihm gelegen, — sondern Felswurz gefunden, diese aber sofort theils gegessen, theils im Schnee verscharrt habe. Er habe ihm dies mit harten Worten vorgeworfen, worauf Palmer, mit der Schaufel in der Hand, wüthend auf ihn losgegangen sei, und einen Schlag nach ihm geführt habe. Er, um sich zu vertheidigen, oder den Angreifer vielmehr nur zu schrecken, habe die Flinte an den Backen gebracht, da sei plötzlich das Gewehr losgegangen und Palmer mit zerschmettertem Schädel todt zu Boden gestürzt. Sommers war in großer Verwirrung, als er dies erzählte. Wie ich mich erhob, um nach jenem Platze zu gehen, wollte er mich zurückhalten. Er sagte, er sei nicht im Stande, die Leiche noch einmal zu sehen, ich bestand indeß darauf."

„Und was geschah mit dem Getödteten?" fragte Fanny ängstlich.

„Was geschah?" erwiederte der Pelzjäger kalt. „Wir haben ihn gegessen."

„Ha!" rief das Mädchen, vor Entsetzen laut aufschreiend. „Sommers nicht! — Nicht wahr? Sommers nicht?"

„Auch Sommers;“ erwiederte Jener mit der nämlichen Ruhe. „Wir nährten uns vier Wochen von dem Fleische, dann ward die Witterung so, daß wir die Reise antreten konnten. Wir erreichten endlich Croß-Point.“ —

„Es ist furchtbar! Es ist entsetzlich!“ rief Fanny schaudernd, nach langer Pause.

„Nicht wahr?“ sprach der Pelzjäger mit düsterm Lächeln. „Meint Ihr nicht auch, daß es in der Zeitung von Montreal einen pikanten Artikel geben wird, wenn man lies't, daß der ‚Partner‘ der Kompagnie, der reiche Besitzer von ‚les cedres‘, wenn nicht ein vorsätzlicher Mörder, — was ich dahin gestellt lassen will, obwohl, so viel ich mich erinnere, Palmer nicht durch die Stirn, sondern durch das Ohr in den Kopf geschossen war, — doch jedenfalls ein Menschenfresser sei?“

„Und dies sagt Ihr? Ihr, der an der entsetzlichen Nahrung Theil nahm?“ rief Fanny empört.

„Ich habe Palmer nicht erschossen;“ versetzte der ‚Trapper‘ mit großer Ruhe. „Bei meinen Bekannten schändet mich der Vorgang nicht, denn jeder ‚Voyageur‘ weiß, daß er heute oder morgen in

eine ähnliche furchtbare Lage kommen kann; Sommers aber ist in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet, selbst wenn er sich vor einer Jury gereinigt hätte. — Ihr seht, Miß," fuhr er ruhig fort, „Ehre und Schande der ganzen Familie Sommers liegen in meiner, oder vielmehr in Eurer Hand. Heirathet Ihr den Sohn jenes Mannes, so mache ich den Vorgang bekannt, wählet Ihr die Hand des meinigen, so schweige ich unter der Bedingung, daß Sommers Euch ein Heirathsgut von zweitausend Pfund Sterling aussetzt, was er mit Vergnügen thun wird. — Es versteht sich von selbst, daß Ihr Euch das Ansehen geben könnt, als ob Ihr von dem Vorgange, den ich Euch mitgetheilt, nicht das geringste wüßtet, und die Mitgabe als blos von der Großmuth jenes Mannes stammend ansähet. Doch mögt Ihr über diesen Punkt selbst entscheiden. Ihr seid klug und werdet Euer Benehmen darnach einzurichten wissen."

„Nimmermehr und auf keine Weise werde ich auf einen Vorschlag eingehen," — hob Fanny, mit empörtem Gefühle, an.

„Ganz wie Ihr wollt, Miß;" versetzte der Pelz-

jäger mit düsterm Ernste. „Seid versichert, mein Sohn wird auch anderweitig eine Frau bekommen, obwohl ich gewünscht hätte, daß Ihr diese geworden wäret."

„Ich müßte mich selbst verachten, wenn ich zu einer schändlichen Erpressung von zweitausend Pfund —"

„Erpressung?" unterbrach sie Ogilvie mit einer Art stolzer Kälte. „Ich wollte blos, daß Ihr durch die Heirath nicht um Eure Mitgabe kommen möchtet. Ich that diesen Vorschlag blos wegen Euch. Meint Ihr dies nicht, so wollen wir die Forderung weglassen. Mein James wird seine Frau selbst zu erhalten im Stande sein. — Erpressung? Ha, Miß, mich könnte dies Wort beleidigen! Ich scheere mich nichts um Geld. Ich hasse vielmehr Alle, die welches haben. Meine Büchse, mein Messer ernähren mich. Hätte Sommers für mich eine Pension erwirkt, ich hätte sie vielleicht abgelehnt, aber ich hätte seinen guten Willen gesehen. Statt dessen hat er sich von mir zurückgezogen wie von einem Aussätzigen. — Erpressung! Wollte ich von diesem Menschen Geld erpressen, er würde mir, um geschont

zu werden, sein halbes Vermögen zu Füßen legen. Er ist mein Sclave durch sein Geheimniß."

Fanny blickte mit Verwirrung auf Ogilvie. Bis jetzt hatte sie immer gemeint, daß Eigennutz dem Pelzjäger alle die Quälereien dictire, mit denen er Sommers verfolgt hatte, diese Ansicht ward indeß wankend, als sie sich sagte, wie sie nie merken können, daß Ogilvie von Sommers Geld verlangt habe, vielmehr erinnerte sie sich, daß seine Anliegen stets anderer Art gewesen. Sie überzeugte sich, daß sein ganzer Haß nur dadurch erwachsen sei, daß er Sommers für einen reichen Emporkömmling, der den armen Standes= und Unglücksgenossen verachte, ansehe.

So viele Mühe sie sich auch gab, den ‚Trapper' auf mildere Gedanken zu bringen, so mißlang es ihr doch durchaus, und sie konnte nichts von ihm erlangen, als daß er ihr so lange Bedenkzeit zugestand, bis sein Sohn aus Montreal anlangen würde, was für den nächsten Tag mit Sicherheit zu erwarten war. Obwohl Fanny sich sagte, daß ihr Entschluß durchaus keine Aenderung erleiden könne, so bedurfte sie doch einiger ruhiger Momente, um sich zu sammeln und ihr Benehmen mit Ueberlegung zu regeln.

Während des eben stattfindenden Gespräches waren beide an dem Flußufer angekommen. Hier lagen mehrere Böte, welche mit Aus= und Einladen beschäftigt waren, und Ogilvie glaubte unter diesen eins zu erkennen, das aus der Gegend, wohin er zu reisen gedachte, gekommen sei und nun zurückkehre. Es fand hier ein großes Menschengewühl statt. Der Pelzjäger sagte, daß er den Eigenthümer des Fahrzeugs aufsuchen wolle. Fanny war indessen durch einen andern Gegenstand aufmerksam gemacht worden. Unter einer alten Eiche, etwa zweihundert Schritte entfernt, am Waldrande, brannte ein Feuer, und eine Gruppe reisender Indianer war dort gelagert. Wie es schien, waren die Leute in Montreal gewesen, und kehrten jetzt in ihre Heimath, in die Wälder, zurück. Es interessirte Fanny, das Treiben derselben in der Nähe zu betrachten, und da sie mehrere Frauen und Kinder als Zuschauer von dort kommen sah, so sagte sie zu Ogilvie, daß sie sich dorthin begeben würde und er sie nach Beendigung seines Geschäfts abholen solle.

Die Indianer schienen Anfangs durchaus keine Notiz von ihrer Annäherung zu nehmen. Sie sa=

ßen im Kreise und unterhielten sich in einer Sprache, die, einige Gutturallaute abgerechnet, nichts Unangenehmes hatte. So wie aber Fanny zu dem Kreise trat, sprang plötzlich einer der Indianer auf. Es war jener Jüngling, den William zu sich genommen und den Fanny bereits zu ‚les cedres‘ gesehen hatte. Er sagte dem Mädchen, daß, nachdem er eine Anzahl seiner Landsleute zu Montreal gesehen, ihm plötzlich ein so unwiderstehlicher Drang, sie in die Heimath des Stammes, der gegenwärtig in der Nähe des Sclavensee's lagere, zu begleiten, überkommen sei, daß er diesem nicht widerstehen können, und deshalb William gebeten habe, sie begleiten zu dürfen. Fanny war durch diese Mittheilung, die der junge Mensch Angesichts der Andern und in ziemlich geläufigem Englisch aussprach, durchaus nicht überrascht. Sie hatte oft gehört, daß auch die bequemste und angenehmste Lage dem Indianer nie seine wilde Heimath vergessen machen könnte, und fragte nur noch nach dem Tage von Williams Ankunft in ‚les cedres‘; worauf der junge Mensch entgegnete, wie dies ganz in der Kürze stattfinden werde, daß aber sein Herr es noch nicht ganz zuver=

lässig hätte bestimmen, noch ihn beauftragen können solche in ‚les cedres' zu verkündigen.

Noch unterhielt sich Fanny mit dem jungen Indianer, als sie sah, daß plötzlich eine auffallende Veränderung in den Zügen des Jünglings vorging. Bis dahin waren solche ruhig, ja fast von einem phlegmatischen Ausdrucke gewesen, jetzt plötzlich begannen sie sich zu spannen und einen Ausdruck anzunehmen, wie solchen das Mädchen noch nie geschaut hatte. Das dunkle Auge begann zu rollen, der Mund öffnete sich etwas, die Lippen verzerrten sich. Erschrocken sah Fanny sich um. Ogilvie trat eben neben sie. Der Indianer stieß ein paar kurze rauhe Laute aus. Er riß den Tomahawk aus dem Gürtel.

„Dies ist der Mann, der meinen Vater erschossen hat!" schrie er wüthend, und ehe Ogilvie sein Bowiemesser zur Vertheidigung ziehen konnte, stürzte er schon unter der Streitaxt des Indianers, mit einer tödtlichen Kopfwunde, zu Boden.

Alles dies war das Werk eines Augenblicks. Fanny sank ohnmächtig zur Erde. — —

So wie sie wieder zur Besinnung gelangte, wa=

ren die Indianer sämmtlich verschwunden. Sie hatten so eilig die Flucht in den Wald genommen, daß, obwohl der Vorfall kaum hundert Schritt von dem zunächst liegenden Flußschiffe stattgefunden, keine Spur von ihnen mehr zu entdecken war, als man auf den Gedanken kam den Thäter festzunehmen. An eine Rettung Ogilvie's war nicht zu denken. Er hatte nur noch so viel Kraft, ein paar Worte zu stammeln. Er sagte daß er glaube, in den Angreifer einen jungen Indianer erkannt zu haben, dessen Vater er bei einer gewissen Gelegenheit, wo derselbe auf eine nutzlose Weise unter einer Rennthierheerde, auf einer Insel im Sclavensee, gewüthet, erschossen. Ein Friedensrichter aus der Gegend, der sich zufällig am Einschiffungsplatze befand, brachte in einer Hütte, wohin man den Verwundeten trug, die Aussage zu Papier, und Fanny bestätigte die Erklärung. Obwohl das Mädchen wünschte, daß man Ogilvie nach ‚les cedres' bringen möchte, ward dies doch bald unmöglich. In weniger als einer halben Stunde hatte er zu leben aufgehört.

Die Kunde von dem Vorfalle war indeß bereits nach dem Landhause gedrungen. Als Fanny dort

ankam, fand sie Alle in der größten Bestürzung. Es ward sogleich ein Reitender nach Montreal gesendet, um James Ogilvie von dem unglücklichen Schicksal seines Vaters zu unterrichten. Dieser kam bereits am folgenden Morgen zu ‚les cedres' an. Er schien indeß ziemlich gefaßt. Er sagte, daß Vorfälle dieser Art auf den Stationen der Kompagnie nicht selten vorkämen, indem die Indianer oft nach Jahren, und wenn Niemand es mehr erwarte, Rache für eine vorgefallene Beleidigung übten. Ein Versuch den Thäter zu ermitteln, würde übrigens ganz ohne Erfolg sein, weil Indianer, die einen Mord an einem Weißen begangen hätten, sich nicht leicht mehr einer Niederlassung der Letzteren naheten; an eine Bestrafung von Seiten des Stammes sei schon darum nicht zu denken, weil, nach indianischen Begriffen, der Thäter in seinem Recht gewesen. Unter diesen Umständen fand Fanny es für angemessen, zu verschweigen, daß sie den Letztern kenne. Es hätte William schmerzen müssen, in dem jungen Menschen, den er mehr wie seinen Zögling, als einen Diener betrachtete, und welcher ihn kaum seit einigen Tagen verlassen hatte, einen Mörder zu finden.

Wenige Stunden nach James Ankunft erschien auch William zu ‚les cedres'. Die Neigung desselben zu Fanny, die Freundlichkeit des jungen Mädchens gegen ihn, thaten sich so offen kund, daß James keinen Versuch machte, seine Bewerbung um Fanny zu wiederholen. Er verließ das Landhaus, sobald sein Vater zur Erde bestattet worden war. Es war, als ob eine Centnerlast dem Mädchen vom Herzen gefallen sei, als James abgereis't, obgleich sie schon vorher aus einer Unterredung, die sie mit ihm hatte, schließen konnte, daß dessen Vater ihm die nähern Umstände, die bei der Tödtung Palmers stattgefunden, nicht vollkommen mitgetheilt habe. Es war ihr dies doppelt erfreulich, als sie nun die Ueberzeugung fassen konnte, daß Niemand lebe, der außer ihr um das Geheimniß wisse, so wie sie sich noch fester als vorher überzeugt hielt, daß Sommers jenen Unglücklichen nicht mit Vorbedacht, sondern aus Nothwehr erschossen habe. Sie glaubte um so gewisser annehmen zu können, daß Ogilvie selbst nicht an einen vorsätzlichen Mord geglaubt, sondern das Zusammentreffen der Umstände nur benutzt habe, um seinem Hasse gegen

den, reich und vornehm gewordenen Standesgenossen genug zu thun. Die Hoffnung, daß Sommers nun Ruhe finden, und den Abend seines Lebens in einer heiterern Seelenstimmung zubringen würde, wurde indeß nicht erfüllt. Die jahrelange Angst, das über seinem Haupte aufgehangene Damoclesschwert, hatten so seinen Geist gebeugt, daß er nie mehr froh werden konnte. Vielleicht mochte ihm auch die Erinnerung an die entsetzlichen Vorgänge zu Fort Desolation, so allen Lebensmuth gebrochen haben, daß er sich nie mehr erheben konnte. Nur einzelne Stunden gab es, wo er im Kreise seiner Familie, die, als Fanny die Gattin Williams geworden war, sich vermehrte, weniger melancholisch gestimmt erschien. Sein umflorter Blick ruhte dann freundlich auf dem glücklichen Paare und den blühenden Enkeln.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Höchst vortheilhaftes Anerbieten
für
Leihbibliotheken ꝛc.

Verzeichniß

über 161 Bände der besten Romane ꝛc. welche — bei freier Auswahl — à 6, 10 und 15 Ngr. pro Band (**in Parthieen noch weit billiger**) abgelassen werden, und durch jede Buchhandlung (unter bloßer Angabe der vorgesetzten Nummer) zu beziehen sind; von

E. Focke in Leipzig.

A. 49 Bände: einzeln à 6 Ngr. pro Band; zusammen 6 Thlr.

Nr.

1. Aus den Memoiren des Herzogs von Richelien. Frei nach dem Französischen bearbeitet. 1827. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. **D'Azeglio,** (M.), Hector Fieramoska, oder der Zweikampf zu Barletta. Nach dem Italienischen von R. von Langenn. 2 Bände. 1842. 2 Thlr.
3. **Blanqui** (Adolf), Reise nach Madrid, im August und Sept. 1826. A. d. Französischen, v. Gustav Sellen. 1827. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. **Campbell** (Hugh), Liebesbriefe der Königin Maria von Schottland, an Jakob Earl von Bothwell; nebst ihren Liebessonetten, Ehekontrakten und andern Urkunden. Aus dem Engl. Zwei Bände, mit dem Brustbilde der Königin. 1825. 2 Thlr. 10 Ngr.
5. **Cooper,** the Spy; a tale of de neutral ground; referring to some particular occurences during the American war; also pourtraying American scenery and maners. 3 Vol. 1825. 3 Thlr. 15 Ngr.
6. **Entsagung.** Ein Roman, nach dem Französischen bearbeitet. 1828. 1 Thlr.
7. **Erzählungen,** ausgewählte, aus dem Englischen des Thomas Hood; frei übersetzt von Gustav Sellen. 1828. 1 Thlr.
8. **Esteban,** Don, oder Memoiren eines Spaniers. Aus dem Englischen, nach der zweiten Auflage frei übersetzt, von Gustav Sellen. 3 Bände. 1828. 3 Thlr.
9. **Gehe** (Eduard), die Eroberung Sibiriens. Histor. Novelle. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.
10. — — das Schloß Perth u. die Pulververschwörung. Zwei historische Novellen. 1825. 1 Thlr. 7½ Ngr.
11. — — Reisebilder. 1839. 1 Thlr.

Nr.
12. **Harlisch** (Ludwig), Balladen und lyrische Gedichte. 1829. 1 Thlr. 7½ Ngr.
13. — — der Morgen auf Capri. Dramat. Gedicht in 3 Aufzügen. 1829. 22½ Ngr.
14. — — dramaturgische Skizzen. 2 Bde. 1829. 2 Thlr. 22½ Ngr.
15. **Harrys** (Georg), zur bunten Lachtaube. Eine Restauration für fröhliche Gäste. 2 Bde. 1829. 1 Thlr. 22½ Ngr.
16. **Höllenbraut**, die, oder die Feeninsel des 19. Jahrhunderts. Natürliche Wundergeschichte vom Verf. des „Türk in Sachsen." 1827. 22½ Ngr.
17. **Janinski** (Eduard), Novellen. 1837. 1 Thlr. 15 Ngr.
18. **Liebe, Rache und Versöhnung.** Ein Gemälde aus der wirklichen Welt. 2 Bände. 1828. 2 Thlr. 22½ Ngr.
19. **Lohmann** (Friederike), Erzählungen (ältere Ausgabe). 9r bis 12r Band 1828 — 1832. 6 Thlr.
20. **Lotz** (Georg), Erzählungen, Mährchen, Sagen und Schwänke. Sauber cart. 1824. 1 Thlr. 15 Ngr.
21. **Mariamne.** Eine historisch-romantische Erzählung aus Palästina. Aus dem Engl. von *r. 3 Bände. 1828. 3 Thlr. 20 Ngr.
22. **Mathilde.** Eine Begebenheit unserer Tage. Aus dem Englischen nach der vierten Auflage, von *r. 2 Bände. 1827. 1 Thlr. 22½ Ngr.
23. **Meyer** (Louise), der Liebe Recht und Sieg. Ein Roman in 2 Bänden. 1830. 2 Thlr. 7 Ngr.
24. **Musset-Pathay** (V. D.), historische Erzählungen aus den Pariser Salons. Deutsch bearbeitet von Fr. Gleich. 2 Bände. 1827. 2 Thlr.
25. **Napoleon.** Roman, vom Verf. des „Türk ꝛc." 1839. 1 Thlr.
26. **Ohnesorgen** (Freimund), humoristisches Reise-Kaleidoskop, oder: Freskobilder einer erotischen Kunst- und Entdeckungsreise in vier Gallerien. In ungebundener Rede beschrieben. 2 Bde. 1829. 3 Thlr. 15 Ngr.
27. **Osman,** der Türk in Sachsen, oder die Macht der Liebe. Romantische Erzählung aus dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 1836. 1 Thlr.
28. **Schaden** (A. v.), neueste gesammelte Erzählungen. 2 Bde. 1829. 3 Thlr. 7½ Ngr.
29. **Schütze** (Stephan), muntere Unterhaltung. 1829. 1 Thlr. 22½ Ngr.
30. **Stengel** (Franciska von), Otto von Oldesloe. Historischer Roman. 1837. 1 Thlr. 7½ Ngr.

B. 46 Bände: **einzeln** à **10 Ngr.** pro Band; **zusammen** für **10 Thlr.**

31. **Bohemus,** Carlsbad und Teplitz. Zwei historisch-romantische Erzählungen. Eine Bade-Lectüre, allen Freunden dieser Heilquellen gewidmet. 4 Bände. 1830. 6 Thlr.

Auch u. d. T.: **Swatana von Engelhaus,** oder die Entdeckung der Heilquellen von Carlsbad. 2 Bde. **Die Waise,** oder die Zerstörung der Burg Dobrowska Hora bei Teplitz. 2 Bde.

Nr.

32. **Bohemus,** Milada von Lichtenburg. Historische Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. 2 Bde. 1829. 2 Thlr. 20 Ngr.

33. — — der Verwiesene. Eine Erzählung aus Böhmens unruhigen Zeiten des 30jährigen Krieges. 3 Bde. 1829. 4 Thlr.

34. **Erbschaft,** die, ein Familiengemälde a. d. Engl. von *r. 3 Bde. 1826. 4 Thlr. 15 Ngr.

35. **Gehe** (Eduard), histor. Novellen u. Erzählungen. (Bibl. hist. Romane 10r) 1831. 1 Thlr. 15 Ngr.

36. — — neueste hist. Novellen u. Erzählungen: 2r Bd. (Bibl. hist. Romane 12r) 1832. 1 Thlr. 20 Ngr.

37. — — vier historische Novellen. 1839. 1 Thlr. 20 Ngr.

38. **Heirath,** die, Seitenstück zur Erbschaft, von derselben Verfasserin. Aus dem Englischen nach der dritten Auflage von *r. 3 Bände. 1827. 3 Thlr. $22^1/_2$ Ngr.

39. **Krebs** (Julius), Novellen und Erzählungen. 5 Bände. 1835—36. 7 Thlr. 15 Ngr.

40. **Laun** (Friedrich), Marie von England. Eine historische Novelle. (Bibl. histor. Romane 9r) 1829. 1 Thlr. 15 Ngr.

41. **Lüdemann** (W. v.), die Foscari, ein historisch-romantisches Gemälde aus dem 15. Jahrhundert. 2 Bände. (Bibl. histor. Romane 5—6r Bd.) 1828. 3 Thlr. 15 Ngr.

42. **May** (Sophie), die Ruinen der Burg Uchtenhagen bei Freienwalde a. d. O. Romantische Darstellung aus ihrem literarischen Nachlasse. 2 Bde. 1833. 2 Thlr. 15 Ngr.

43. **Müllner** (Adolf), d. Kaliber. Novelle aus d. Papieren eines Criminalbeamten. 1829. 1 Thlr.

44. **Original-Romane,** ausgewählte kleine, der beliebtesten deutschen Erzähler und Erzählerinnen, mit Beiträgen v. Ch. Birch-Pfeiffer, Herloßsohn, Kruse, Laun, Fr. Lohmann u. A. m. 7 Bände. 1828—29. 10 Thlr. 15 Ngr.

45. **Saphir** (M. G.), Conditorei des Jokus, oder scherzhafte Bonbons, Früchte und Confitüren, für spaßliebende Näscher und lustige Leckermäuler. Eine Auswahl jokoser Aufsätze, Einfälle, Anekdoten und Witzspiele. 1828. 1 Thlr. 10 Ngr.

46. **Smidt** (Heinrich), Hamburgs Cantonen. Eine histor. Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. (Bibl. histor. Romane 8r Bd.) 1829. 1 Thlr. 10 Ngr.

47. — — das Schlachtengemälde von Fehrbellin. Historische Novelle. (Bibl. histor. Romane 7r Bd.) 1829. 1 Thlr.

48. **Tarnow** (Fanny), Chlorinde. Nach d. Franz. 2 Bde. 1837. 2 Thlr. 15 Ngr.

49. **Terpen** (E.), Skizzen nach dem Leben. 2 Bde. 1836. 3 Thlr.

50. **Winter** (Amalie), deutsche Lebensbilder. Novellen. 2 Bde. 1838. 3 Thlr.

51. **Wohlbrück** (W. A.), der Templer und die Jüdin. Große romantische Oper in drei Aufzügen, nach Walter Scott's Roman „Ivanhoe" frei bearbeitet. In Musik gesetzt von H. Marschner. 1829. 20 Ngr.

Bayerische Staatsbibliothek München

C. 66 Bände: einzeln à 15 Ngr. pro Band; zusammen für 20 Thlr.

Nr.

52. **Alexis** (Willibald), E. Ferrand und Arthur Müller, Babiolen. Novellen und Novelletten. Nebst polemischen Papierstreifen. 2 Bde. 1837. 3 Thlr.
53. **Beer** (A. T.), Erzählungen und Novellen. 3 Bde. 1836. 3 Thlr. 15 Ngr.
54. **Birch=Pfeiffer** (Charlotte), Erzählungen. 1830. 1 Thlr. 15 Ngr.
55. **Döring** (Georg), drei Nächte. Novellen. 2 Bde. 1829. 3 Thlr. 15 Ngr.
56. **Frick** (Ida), durch Nacht zum Licht. 2 Bde., mit 2 Titelstahlstichen. 1843. 3 Thlr.
57. **Guseck** (Bernd von), Novellen und Erzählungen. 3 Bde. 1837. 4 Thlr. 15 Ngr.
58. **May** (Sophie), gesammelte Erzählungen. 12 Bde. 1829—31. 15 Thlr.
59. — — Frauenachtung, oder die Zöglinge von Amalienhoff. Roman aus ihrem literarischen Nachlasse. Mit einem Vorworte von Theodor Hell. 2 Bde. 1829. 3 Thlr.
60. **Schoppe** (Amalie, geb. Weise). Anna Lapukhin. Historischer Roman. 2 Bde. 1837. 3 Thlr.
61. — — Antonie, oder Liebe und Entsagung. Roman. 1826. 1 Thlr. 15 Ngr.
62. — — die neue Armida. Roman. 1824. 1 Thlr. 10 Ngr.
63. — — die Colonisten. Roman. 2 Bde. 1836. 3 Thlr.
64. — — Erzählungen. Mit einem Titelkupfer. 1826. 1 Thlr. 20 Ngr.
65. — — Marie, oder Liebe bildet. Roman. 1832. 1 Thlr. 15 Ngr.
66. — — Olivia, oder die Nebenbuhler. Roman. 1828. 1 Thlr. 15 Ngr.
67. — — für müßige Stunden. Neue gesammelte Erzählungen u. Novellen. 3 Bde. 1836. 4 Thlr.
68. — — die Verwaisten. Roman. 2 Bde. 1825. 1 Thlr. 22½ Ngr.
69. **Storch** (Ludwig), die Kuruzzen, ein historisch=romantisches Gemälde aus der Geschichte Ungarns, in zwei Novellen, 2 Bde. (Bibl. histor. Romane 3r—4r Bd.) 1828. 3 Thlr. 15 Ngr.
70. **Tarnow** (Fanny), Auswahl aus ihren Schriften. 15 Bände. 1830. 16 Thlr.
71. — — Novellen. 3 Bde. 1830. 4 Thlr.
72. **Tromlitz** (A. v.), Herbstblüthen, eine Sammlung Novellen und Erzählungen. 2 Bände. 1830. 3 Thlr.
73. — — das Opfer, ein historisch=romantisches Gemälde aus dem 16. Jahrhundert. 2 Bände. (Bibl. histor. Romane 1r—2r Bd.) 1828. 4 Thlr.
74. **Wachsmann** (Carl von), neueste historische Novellen und Erzählungen. (Bibl. histor. Romane 11r Bd.) 1832. 1 Thlr. 20 Ngr.

☞ Alle 161 Bände für 30 Thlr. ☜

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wachsmann, Karl Adolf <<von>>,

Erzählungen und Novellen

Bd.: Neue Folge, Bd. 29=4. Folge, Bd. 7

Leipzig 1849

P.o.germ. 1752 z-29
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124380-1